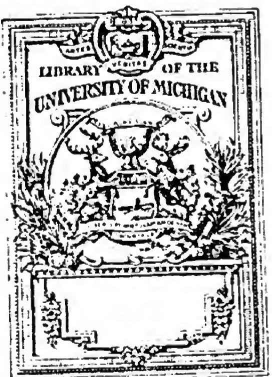
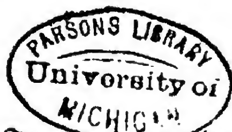



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Darstellung

des



unter dem Namen des Tugendbundes

bekannten

sittlich wissenschaftlichen Vereins

nebst

Abfertigung seiner Gegner.

Bergund

Berlin und Leipzig
in allen Buchläden. 1816.

Einleitung.

Der unter dem Namen Tugendbund in Deutschland bekannt gewordne, einst in Preussen bestandne, sittlich wissenschaftliche Verein ist eine für den Beobachter des Zeitgeistes und seiner Schöpfungen höchst interessante Erscheinung, in der sich sowohl der Charakter der Zeit als des Volks, in dessen Mitte diese Verbindung entstand, innig und rein ausspricht. Gleich wichtig für den Geschichtschreiber, wie für den Antropologen, gleich belehrend für die Fürsten wie für die Völker, giebt dieser Bund einen tröstenden Beweis für die Güte der menschlichen Natur, nach welcher sie sich auch aus ihrer tiefsten Erniedrigung zu dem Wahren und Großen zu erheben weiß; dringt uns die wichtige beruhigende Ueberzeugung auf, daß die großen mit

dem Herzblut aller europäischen Nationen bezahlten Lehren, die uns das lezte Viertel des achtzehnten und das erste des neunzehnten Jahrhunderts gab, nicht unbenutzt geblieben sind. Die Geschichte dieses Vereins läßt uns einen tiefen Blick in die Seele eines Monarchen thun, dessen Tugenden die Bewunderung der Welt erregen und lehrt uns das Verhältniß kennen, in welchem er mit seinem Volke steht. Sie giebt einen Beweis, daß der Fürst in dem Zutrauen zu seinen Unterthanen seines Thrones festeste Stütze findet, und daß ein Volk, dem sein Herrscher den Glauben an eignen Werth nicht durch unzeitigen Argwohn raubet, auch stets bemühet ist sich seines Vertrauens würdig zu beweisen.

Zu tief greift das Wirken dieses Vereins in die Zeitgeschichte ein, zu sehr hat er die Aufmerksamkeit aller Politiker erregt, als daß er je mit dem Schleier der Vergessenheit sollte können bedeckt werden, auch ist die Neugierde aller derer, die bei großen Begebenheiten der thatenreichen Zeit nicht kalt blieben, zu sehr erregt, als daß der Wunsch, diesen Bund in seinem Wesen und in seinen Wirkungen kennen zu lernen, nicht allgemein seyn sollte. Es ist bereits Manches über ihn geschrieben worden, doch stets

von Schriftstellern, die nicht zu seinen Mitgliedern gehörten, daher denn alles was über ihn bekannt geworden ist, nur auf Abentheuerlichkeiten und Abgeschmaktheiten hinausläuft, keines Weges aber die Wißbegierde befriedigt. Nach einem ist der sogenannte Tugendbund eine lächerliche Verbindung von Krähwinklern, ein Andrer giebt ihn für eine Suppengesellschaft aus; Dieser nennt ihn einen politischen Wechselbalg, Jener will Jesuiten in ihm entdeckt haben; Einer hielt ihn für unbedeutend, der Andre verschreit ihn als höchst gefährlich. Das viele Falsche und Halbwahre, was über ihn in Umlauf kommt, macht es daher nöthig, seine vollständige Geschichte, in so fern dieses möglich ist, bekannt zu machen und Deutschland über eine Verbindung aufzuklären, die mit seiner Befreiung in so innigem Zusammenhange steht.

Für den, der an der Werkstätte welthistorischer Begebenheiten stand, ist es, wenn die Umstände dazu geeignet sind, Pflicht, die Rätzel zu lösen, in die die Wahrheit von dem Zufall, oder von der Nothwendigkeit eingehüllet wurde, und die Ursachen und Wirkungen jener Ereignisse zum Nutzen der Nachwelt in das Archiv der Geschichte nieder zu legen. Diese Pflicht will ich versuchen zu erfüllen, und glaube mich um so

mehr dazu berufen, als außer mir nur wenige Mitglieder des Stamm-Vereins vorhanden sind, die bis zur Aufhebung der Gesellschaft darin thätig waren, und nicht durch ihre gegenwärtigen Verhältnisse abgehalten werden über den Verein zu schreiben.

Wer etwa die Verfassungs-Urkunde des Vereins gesehen hat, glaube ja nicht, daß er ihn schon dadurch in seinem Wesen und in seinen Wirkungen kenne. Weniger wie sonst kam es hier auf den todten Buchstaben an, da nur der rege lebendige Geist, der jene Gesellschaft belebte, es war, der sie so ausgebreitet nützlich machte und mit äußerst beschränkten Mitteln bewunderungswürdige Wirkungen hervorbrachte.

In keinem andern Lande, unter keinen andern Umständen, von keinen andern Menschen konnte das gethan werden, was hier durch den Verein geschah. Die thatenvolle Zeit selbst mit ihren ungeheuren Begebenheiten gehörte dazu, eine Schöpfung hervorzubringen, die bei einem unscheinbaren Anfange doch zu einem so herrlichen Ganzen gedieh, so kräftig zum Guten hinstrebte, und die selbst nach der Zerstörung ihrer Form nicht vernichtet ist, sondern als eine unsichtbare Loge in dem Herzen so vieler Edeln fortlebet und

mit einem geheimen unauflöslichen Band die bessern Geister an einander kettet.

Ohne die Schrift des Herrn Schmalz hätte der Verein keiner Vertheidigung bedurft: denn er war in Deutschland nur wenig und von einer achtungswerthen Seite bekannt. Was von ihm früher in politischen Flugschriften zur Sprache kam, war theils unbedeutend, theils aus dem Grunde unerheblich, weil kein angesehener Gelehrter durch seine geäußerte Meinung der Sache Gewicht gab. Doch jetzt trat Herr Schmalz auf, schuf sich selbst ein Schreckbild und bekämpfte es — die Absicht die er dabei hatte, ist kein Räthsel mehr — mit anscheinender Wuth, obgleich er der Welt noch immer den Beweis schuldig ist, daß dieses Schreckbild noch anderswo, als in seiner Einbildung bestehe; und that bei dieser Gelegenheit einige Seitenhiebe auf den Verein. Der Herr Geheime Staatsrath Niebuhr beantwortete seinen unnützen Feuerlärm mit vieler Einsicht, wofür er den Dank eines jeden Deutschen, der es mit seinem Vaterlande redlich meint, verdient, aber er greift bei dieser Beantwortung auch zugleich den Verein an, und dafür verdient er keinen Dank. Herr Schmalz, über Herrn Niebuhr aufgebracht, knetet nun Wahres und Falsches durch einander, macht den

Verein mit dem deutschen Bunde — der, wenn er anders wirklich bestanden hat, allerdings eine gefährliche Verbindung war — zu einer und derselben Gesellschaft und stellt ihn in einem überaus gehässigen Lichte dar. Herr Schleiermacher nennt die Angelegenheiten des Vereins Winkelsachen, und ihn selbst verachtet; endlich findet Herr Koppe, der dem Bunde noch die mehreste Gerechtigkeit widerfahren läßt, dennoch seine Grundsätze gefährlich. Was vier Männer von diesem Gewicht behaupten, wird leicht für Wahrheit gehalten, daher wird es um so nöthiger, sie zu widerlegen, ohnedem da sich noch eine ziemliche Menge von Schriftstellern findet, die nach ihren Noten singen und die, wenn gleich ihre Persönlichkeit nicht von Bedeutung ist, dennoch durch ihr Geschrei die allgemeine Meinung für sich zu gewinnen wissen.

Ein Hauptgrund gegen die Richtigkeit des Urtheils der genannten vier Herren über den Verein, ist der Umstand, daß sie nicht Mitglieder desselben waren, also auch dessen Thun nicht kennen konnten. Ob die Verfassung? daran zweifle ich recht sehr, aus folgenden Gründen: Herrn Schmalz wurde nach seiner eignen Aussage die Verfassungs-Urkunde von H. J. C. B, gegenwärtig in F., überreicht. Dieser war al-

lerdings ein Mitglied der Gesellschaft; auch war er Mitarbeiter an der Constitution des Vereins gewesen; er konnte also auch wirklich Herren Schmalz die richtige Urkunde vorzeigen; ja mir ist sogar bekannt, daß er den Auftrag dazu hatte: ob er es aber auch that? ist eine andere Frage. Herr B. hatte gewisse Grundsätze in den Gesetzen des Vereins aufgestellt, die heftige Discussionen erregten, und durch einen Beschluß des Stamm-Vereins verworfen wurden, worüber er höchst unzufrieden war. Selbst da die Urkunde schon gedruckt war, und vorgelesen wurde, entstand über einige darin aufgenommene Feststellungen zwischen ihm und Hrn. P. L.. ein heftiger Streit. Bald darauf verließ Herr B. Königsberg mit dem Vorsatze nicht mehr dahin zurück zu kehren, sondern sich in einem andern Theil der preußischen Staaten niederzulassen, und auf dieser Reise sprach er Herrn Schmalz. Kurz darauf trat er aus dem Verein, dessen heftigster Gegner er nun wurde. Läßt sich nicht vermuthen, daß B. Hrn. Schmalz statt der von dem Verein wirklich angenommenen Constitution eine andre gezeigt habe, die mit seinen Meinungen mehr übereinstimmte, und daß er ihn zur Einrichtung und Leitung eines von dem Königsberger ganz verschiedenen Vereins habe überreden wollen?

Der schnelle Austritt des Hrn. B. aus dem Verein ließe sich wenigstens so am besten erklären. In diesem Fall hätte Herr Schmalz doch also die wirkliche Verfassung des Vereins nicht gekannt.

Herr Gouvernementsrath Koppe war selbst in Königsberg, und wo ich nicht irre, auch bei einer im Verein statt habenden Feierlichkeit zugegen. Er hat diese Verbindung in der Nähe gesehen, urtheilt daher auch milder über sie, was sehr zu ihrem Vortheil spricht. Ein hoher Staatsbeamter, dem die Statuten des Vereins eingereicht waren, gab sie ihm zur Durchsicht und forderte sein Urtheil darüber. Herr Koppe findet manches Gefährliche darin; aber es bleibt doch noch immer die Frage: ob es die Statuten waren, die als die endlichen von der Gesellschaft angenommen wurden? denn die Verfassungs-Urkunde wurde mehreren von den höchsten Staatsbeamten eingereicht; diese machten Anmerkungen darüber, die berücksichtiget wurden; daher kann es wohl der Fall seyn, daß gerade das, was Herr Koppe für gefährlich hielt, und vielleicht durch seine eignen Bemerkungen veranlaßt, wegblieb.

Herr Niebuhr endlich will die Gesetze des

Vereins auch gesehen haben; wer weiß indessen ob hier nicht dieselben Umstände eintreten.

Da jedem Mitgliede des Vereins, so lange er bestand, untersagt war über ihn zu schreiben, oder gegen Personen die nicht Mitglieder waren, über ihn zu sprechen, so konnte ja auch keiner, der nicht Mitglied war, eine richtige Ansicht über ihn erhalten; am wenigsten der, der nicht auf dem Schauplatz seines Wirkens war.

Daß der Verein auch nach seiner Aufhebung thätig blieb, und auf welche Weise er es blieb, konnte dem nicht bekannt werden, der achtzig bis neunzig Meilen von seinem Sitze entfernt und durch feindliche Heere von seinem Wirkungskreise getrennt war. Daher denn die einseitigen Urtheile.

Wenn zwei von den Herren, die den Verein tadeln, behaupten, daß ihnen die Direction desselben für die Mark aufgetragen war, so ist dieses etwas, was mit der Einrichtung dieser Verbindung nicht bestehen konnte, und veranlaßt wieder eine unrichtige Ansicht. Der Verein hatte keinen eigentlichen Director, sondern einen sogenannten hohen Rath, der von sämmtlichen Mitgliedern gewählt wurde. Ein Director läßt auf ein subordinirtes Verhältniß der Mitglieder schließen, doch dieses fand durchaus

nicht statt. Das Formelle des Vereins zu ordnen, wurden fünf Mitglieder als hoher Rath aus dem Stammverein gewählt, der aus zwanzig der zuerst eingetretenen Mitglieder bestand. Der Censor war eigentlich die wichtigste Person in dem Verein, denn er mußte die etwannigen Streitigkeiten schlichten und auf die Aufrechthaltung der Gesetze sehen. Er gehörte zum Rath, der in kurzen Zwischenräumen — wo ich nicht irre, in sechs Monaten — neu gewählt wurde. Die Verfassung der Tochter-Vereine war der des Hauptvereins gleich.

Durch dergleichen Unrichtigkeiten erhält das deutsche Publicum einen ganz falschen Begriff von dem Verein, daher ist es Zeit es eines andern zu belehren. Jeder dem es um Wahrheit zu thun ist, wird mir Dank wissen, und Herr Schmalz wird gewiß mit dem Geständniß, daß er sich geirrt habe, nicht zurück halten, wenn er das Wesen und die Wirkungen des Vereins näher kennen lernen wird. Indiscret kann mich keiner von den Mitgliedern jener Gesellschaft nennen, weil ich jezt, wo es Manchem noch zu früh scheinen möchte, eine Darstellung des Vereins zu machen wage; denn jedem, der so wie mir die Erinnerung an den hohen Muth, den festen Willen, und die freudige Thätigkeit jenes

Bundes warm im Herzen fortlebet, dem muß es schmerzen, das Heilige und Grosse, das was uns in jener trüben Zeit allein empor hielt, und die Heldenthaten, wodurch das preussische Volk unsterblich wurde, vorbereitete, so schonungslos herabgewürdiget, geschmähet und in den Staub getreten zu sehen. Nur der Schuldige schweiget; wer sich einer guten That bewust ist, darf sie laut bekennen.

Zur Entschuldigung meiner Schrift, wenn sie nach dem bereits gesagten noch einer bedarf, erlaube ich mir folgende Stelle aus Herren Schleiermachers Schreiben an Herrn Schmalz anzuziehen:

„Wenn dadurch, daß Zehn getreue Unterthanen sich schuldig stellten und mit dieser greulichsten aller Schulden belastet, ihr Leben darböten, der Argwohn gänzlich beseitigt und für immer abgekauft werden könnte, daß unsre Geschichte nicht befleckt würde durch einen solchen dieser Zeit und dieser Thaten ganz unwürdigen Zustand — wie gern würden sie sich finden! Nun unmöglich ist, daß es so kann zu Ende gebracht werden, sollen sich nicht recht viel heitre zutrauliche Stimmen erheben, die jene zerreissenden Töne unhörbar machen?

soll man nicht die Geißel schwingen, um die Luft zu reinigen und den verpesteten Wahn wegzuwehen?"

Der Leser wird es verzeihlich finden, daß ich, ehe ich auf den Verein selbst komme, ein Paar Worte über das preussische Volk, und über dessen Lage nach dem Frieden von Tilsit sage, da ohne dieses manches in Rücksicht seiner Entstehung und Ausbreitung dunkel bleiben würde.

I.

Ansicht des Staats und des Volks, in dessen Mitte der Verein entstand.

Die verschiedenen Provinzen, aus denen der preussische Staat zusammen gesetzt ist, machten in früheren Zeiten besondre Staaten aus, die mehr oder minder alle das Schiksal hatten, unter den widerwärtigsten Umständen, mit der größten Kraftanstrengung um ihre Existenz ringen zu müssen, welches auf ihren Charakter zurückwirkte und diesem eine Haltung, eine Festigkeit gab, die die widersprechendsten Verhältnisse und eine gänzliche Umgestaltung ihrer Lage nicht zu vertilgen im Stande waren.

Die Bewohner der Mark mußten noch lange Zeit nachher, als sie sich zum Christenthum bekehrt hatten, mit ihren tapfern heidnischen Nachbarn um den Besitz ihres Landes kämpfen, und da das ganze übrige Deutschland längst gegen alle äußre Feinde

gesichert war, waren sie noch gezwungen ihre Grenzen zu vertheidigen. Dem dürren Sande und unermeßlichen Morästen mußten sie ihren Unterhalt abzwingen, und nur nach einem unausgesetzten Fleiß giebt ihnen das die Natur mit widerstrebender Hand, was sie in andern Ländern mit verschwenderischem Ueberflusse darbiethet.

Der größte Theil Schlesiens ist unfruchtbar und giebt seinen Bewohnern bei weitem nicht den nöthigen Unterhalt; die in die Klüfte der Erde hinabsteigen, oder sich einem andern mühsamen Tagewerke unterwerfen müssen, um das Leben zu fristen. Der schlesische Gebürgsbewohner würde verhungern, wenn er einen einzigen Monat im Jahr nicht arbeiten wollte.

Die Bewohner des Königreichs Preussen kämpften, ehe sie Christen und unterjocht wurden, drei und fünfzig Jahr mit dem Kern der deutschen Kriegesmacht. Der deutsche Orden, der bald nach der Eroberung des Landes sich zu einer regelmäßigen Regierung ordnete, führete mit den mächtigen Polen und Lithauern blutige Kriege, in denen er der großen Streitkräfte dieser Länder ohngeachtet beinahe immer Sieger blieb. Als er endlich seinem Schicksal hatte unterliegen müssen, führte Markgraf Albrecht, auf einen Länderbesitz von 750 Quadratmeilen beschränkt, mit dem König von Polen,

der

der über ein 12,000 □ Meilen großes Reich gebot, fünf Jahre lang Krieg und war, da der Friede geschlossen wurde, nicht der Ueberwundene. Die schönsten Landschaften, die das Königreich Preussen besitzt, sind mit unsäglicher Mühe dem Meere, der Weichsel und der Memel abgenommen und müssen noch jetzt mit unglaublichem Aufwande gegen die Fluten vertheidigt werden.

Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große schlug die Schweden wie die Polen, eroberte die Hauptstadt der letztern, schrieb beiden Mächten den Frieden vor, machte sich souverain und das alles mit unbedeutenden Hülfsmitteln, blos durch richtige Anwendung seiner Kräfte.

Friedrich der Große kämpfte mit den Kräften eines Staats von fünf Millionen Einwohner, gegen Mächte die zusammen achtzig Millionen hatten und gieng als Sieger aus dem Kampfe.

Diese Heldenthaten, diese Anstrengungen bildeten den Character der Nation und gaben ihm eine Festigkeit, die keine Widerwärtigkeiten zerstöhren konnten. Das Volk setzte ein unbegrenztes Vertrauen in seine Kraft, und in die Weisheit seiner Fürsten, und dieses Vertrauen hielt es auch bei den härtsten Schlägen des Schicksals empor.

Ohne hier Lobredner werden zu wollen, darf ich dreist behaupten: daß kein Fürstenstamm in Eu-

ropa in Rücksicht der daraus entsprossenen Helden sich mit dem Hause Zollern messen kann. Welche glänzende Reihe von Helden und klugen Regenten gieng seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts aus diesem Stamme hervor! Friedrich der Erste, Friedrich mit den eisernen Zähnen, Albrecht Achill, Joachim Nestor, Johann Cicero, Albrecht von Preussen, Friedrich Wilhelm der Große, Friedrich der Einzige werden stets in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen. Wenig Staaten werden sich wie Preussen rühmen können in einem Zeitraum von hundert und fünf und siebenzig Jahren — seit 1640, da Friedrich Wilhelm der Große die Regierung antrat — keinen schlechten Regenten gehabt zu haben. Aus diesem Grunde stehet denn das preußische Volk auch auf einer ausgezeichneten Stufe der Cultur, und die preußische Regierung ist, wohl ohne allen Vergleich, die aufgeklärteste unter den Mächten von bedeutendem Range.

Um wahr zu seyn, darf ich aber nicht verhehlen, daß die so allgemein ausgebreitete Volksbildung, die unter Friedrich dem Großen vielleicht mit zu weniger Rücksicht auf Religion und Volksthümlichkeit betrieben wurde, verbunden mit einem durch so viele glänzende Waffenthaten erhaltenen Selbstgefühl, zuletzt in einen Eigendünkel ausartete, der mit Verschmähung alles dessen, was an andern

Völkern gut und lobenswerth war, nur sich selbst für tadellos hielt und höchst nachtheilig für die Sittlichkeit des Volkes wurde.

Die Nation wurde lau in der Religion, frei in ihren Sitten, eingebildet auf ihre Vorzüge, hielt nicht mehr auf Häuslichkeit und Sparsamkeit, gab sich einer verderblichen Genußliebe hin und ließ von der Väter Sitte.

Die Regierung Friedrich Wilhelm des zweiten war nicht dazu geeignet den alten Zustand der Dinge wieder herzustellen. Der gefüllte Schatz, den dieser freigebige Fürst fand und leerte, die Erwerbung der polnischen Provinzen, und die unseelige Stiftung der Landschaftskasse in Preussen gaben einer großen Menge von Unterthanen Gelegenheit schnell und ohne Mühe reich zu werden; daher wurde eine Arbeitsscheue allgemein und jeder sann, durch viele glänzende Beispiele verführt, auf Mittel, ohne Anstrengung und Thätigkeit zu Wohlstand und Ehren zu gelangen. Die in den letzten Lebensjahren dieses Monarchen gestiftete Gewissens-Commission trug auch sehr viel zur Sittenverderbniß bei, denn sie bildete eine Menge Heuchler, die durch Lehre und Beispiel sehr nachtheilig auf den Volkscharacter wirkten.

Dahin war es gekommen, als Friedrich Wilhelm der Dritte zur Regierung kam. Mit dem fe-

sten Willen die Sitten seines Volks zu läutern, die alte Ordnung wieder herzustellen und allen Mißbräuchen abzuhelfen, bestieg dieser Fürst den Thron; mit einer bewundernswürdigen Ausdauer verfolgte er seinen Zweck.

Durch ein strenges Reskript wurden sämmtliche Staatsdiener zu größerer Thätigkeit, zu mehrerer Ordnung ermahnt, und die Läßigen mit harten Strafen bedroht. Die Geschenke an unverdiente Personen hörten auf; kein Schmeichler, kein Liebling konnte bei Hofe einen Plan durchsetzen; in alle Verwaltungszweige wurde Ordnung hergestellt; so mancher Schlendrian hörte auf. Das konnte denen nicht gefallen, die ihre Posten als Pfründen betrachteten, von deren Einkünften sie ruhig und bequem leben wollten, ohne etwas dafür zu leisten; diejenigen, die auf große Vergabungen in Rücksicht ihrer Familie gerechnet hatten, sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht; die welche ihre Pläne bei Hofe durchsetzen wollten, fanden sich in ihrer Rechnung betrogen und alle Glücksritter erfuhren, daß auf die bisher beliebte Weise nichts mehr zu erwerben sey. Das Alles machte die neue Regierung nichts weniger als beliebt; man verschrie den guten König als geizig, als hart und man war nahe dran den für einen Tyrannen auszugeben, dem auch die pünktlichste Erfüllung der Pflichten keinen

Beifall entlocken könne; der durchaus die Menschen hasse.

Anfangs war die Masse des Volks geneigt diesen Gerüchten Glauben beizumessen, doch die Täuschung konnte nicht lange währen. Man sah die zarte schöne Häuslichkeit des Monarchen, die innige Liebe mit der er an Gemahlin und Kinder hieng und man fieng an in der Meinung von ihm wankend zu werden: denn wer Gefühl für Häuslichkeit besitzt, ist in der Regel nicht hart, sondern ein Menschenfreund. Man sah das Verdienst glänzend belohnt, man sah des Königs Achtung für die Rechte des Einzelnen, strenges Halten über die Ausübung der Gesetze, und endlich so manche rührende Züge von Liebe für die Unterthanen. Nun prüfte man die früher hart scheinenden Anordnungen des Monarchen, und fand daß sie alle auf das Wohl des Staats abzweckten. Nach und nach, aber desto sicherer, eroberte Friedrich Wilhelm die Herzen seines Volks, das durch sein Beispiel zugleich besser wurde, und gleich dem Herren sein Glück wieder in den stillen Kreisen der Häuslichkeit suchte. Sein Beispiel führte tausende von den Verirrungen zurück, zu denen sie der verderbliche Zeitgeist verleitet hatte; seine anspruchlose Tugend blieb nicht ohne Nachfolge.

Zwei Hauptübel bestanden aber im Staate, die

dessen Fortschreiten sowohl in physischer als moralischer Hinsicht hinderten und gleich ein Krebs an seinen schönsten Lebenskeimen nagten, daher konnte der preussische Hof, sich seiner Schwäche bewußt, schon vor dem unglücklichen Kriege mit Frankreich lange nicht mehr mit der Kraft gegen andre Staaten auftreten, wie es früher geschehen war, und man fieng in den auswärtigen Kabinetten an ihn nur als eine Macht des zweiten Ranges zu behandeln. Eines dieser Uebel war das unverhältnißmäßige Ausströmen alles baaren Geldes nach dem neu erworbenen Polen. Friedrich Wilhelm der zweite hatte in Südpreussen für zwanzig Millionen Thaler Güter verschenkt, die von ihren Besitzern, denen der Erwerb nicht sauer geworden war, mit Hypotheken belastet wurden, zu denen das Geld aus den alten Provinzen genommen wurde. Der Güterwerth fieng in den neuen Provinzen an zu steigen, man baute, meliorirte und dazu brauchte man Geld; die polnischen Güterbesitzer blieben hinter ihren neuen Landsleuten nicht zurück, und so zog man das baare Geld aus dem alten Lande in der Art, daß bei dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1806 allein aus öffentlichen Cassen zwanzig Millionen Thaler auf südpreussische Güter eingetragen waren, und gewiß eine gleiche Summe von Privatpersonen. Der Geldmangel wurde dadurch

im Lande sehr fühlbar, es entstand eine Stockung im Handel und in den Gewerben, welcher abzuhelfen man für vierzehn Millionen Thaler Tresorscheine verfertigte, und eine große Menge Scheidemünze ausprägte, von welcher man den unerhörten Prägeschatz von 66 ⅔ Procent nahm. Diese Maasregeln untergruben den Staatscredit, brachten die Finanzen in Verwirrung und veranlaßten eine Unsicherheit in den Schritten des Cabinets.

Ein zweites Uebel, woran der preussische Staat schon lange krankte, war der Haß zwischen dem Militär und den Civilisten. Dieser war nicht neu, stieg aber unter dem jetzt regierenden Könige zu einer Höhe, die ins Unglaubliche gieng. Das Militär glaubte nämlich aus ein Paar Vorfällen die besondere Vorliebe des Königes für sich bemerkt zu haben, und hierauf fussend erlaubte es sich Anmassungen, die dem in den preussischen Staaten an eine liberale Behandlung gewöhnten Bürgerstande durchaus unerträglich waren. Die bösen Folgen, die hieraus entstehen mußten, bedürfen wohl keiner Auseinandersetzung.

Diesem Hasse ist es zuzuschreiben, daß im Jahr 1806 die Mehrzahl der Bürger entschieden für den Frieden war, da man dem verabscheuten Militär nichts Großes zutraute; das Militär hingegen war ohne Ausnahme für den Krieg, da es sich durch den

Waffenruhm neue Ansprüche auf Begünstigungen und ein grösseres Uebergewicht über den Bürgerstand verschaffen wollte.

So standen die Sachen, als der unglückliche Krieg ausbrach, der Preussen vernichten sollte, damit es aus seinen Trümmern glänzender und in nie geglaubter Grösse hervorgehen könnte.

II.

Etwas zur Kenntniß des Bodens, auf dem der Verein hervorgieng.

Es fehlt noch an einem Geschichtschreiber, der das unsägliche Elend, das der unglückliche Krieg in den Jahren 1806 und 1807 in dem preussischen Staat hervorbrachte, gesammlet und der Welt zur Anschauung gebracht hätte; es sey mir daher erlaubt eine kurze Zusammenstellung desselben, da es zu meinem Zwecke dienet, zu versuchen; wobei ich bemerke, daß Alles, was ich über diesen Gegenstand anführen werde, hauptsächlich auf das eigentliche königliche Preussen Anwendung findet.

Die Residenz, mehrere Hauptfestungen waren gefallen und alle Provinzen bis zur Weichsel in den Händen des Feindes, als dieser im December 1806 auch diese letzte Wehre überschritt, und die Eroberung des ganzen Landes damit beschließen

wollte. Auf der kleinen, noch nicht tausend Quadratmeilen enthaltenden Fläche, standen zwei Heere, die, die in Polen befindlichen Truppen abgerechnet, 350,000 Mann betrugen und so Freund wie Feind im Verheeren und Verwüsten wetteiferten. Diese große Armeen standen beinahe sieben Monate lang in der unglücklichen Provinz, die sie ernähren mußte, und lieferten, die kleinern Treffen abgerechnet, acht Hauptschlachten, von denen zwei zu den blutigsten unsers Jahrhunderts gehören. Beinahe die Hälfte aller Dörfer und Landhöfe war zerstört und unbewohnt; und auf den wenigen Feldern, die bebauet werden konnten, trat ein gänzlicher Miswachs ein. Hierauf folgte eine allgemeine Viehseuche, dem ein Menschensterben die Hand bot, welches viermal hunderttausend Einwohner hinraffte. Die ganze Provinz glich einer einzigen großen Wahlstadt, und in tausendfacher Gestalt zeigte sich das namenlose Elend, das selten über ein Land in einer so schauderhaften Größe verhängt ward. Der wüthende Feind war fühllos bei diesem ungeheuren Unglück; er verhöhnte alle Menschlichkeit und schien sich vorgenommen zu haben, Preussen für ewig zu einer Wüste zu machen.

Die Preussen sahen ihre edle Königin todtkrank an einem Nervenfieber, in Baumwolle gepackt,

über den Strand von Königsberg nach Memel bringen; die zarten königlichen Kinder wurden in eiliger Flucht bis zur Grenze geführt, und die Schwester der Königin hielt in Todesangst ihr Wochenbette in der belagerten Hauptstadt.

Wer konnte ungerührt bleiben bei dem furchtbaren Schicksal, das das königliche Haus zugleich mit dem Volk ergriff? Eine ungeheure Verzweiflung bemächtigte sich eines Jeden. Dahin waren die Tage des Wohllebens; Wohlstand, häusliches Glück, alles, alles war dahin: den Armen blieb nichts mehr als Thränen über ihr Elend, und eine grauenvolle Aussicht in die Zukunft.

Mit dem Frieden von Tilsit waren die Leiden der Preussen keinesweges auf den höchsten Punkt gestiegen: das Schicksal schien sich erschöpfen zu wollen, um alles nur mögliche Unglück über diesen Staat auszugießen. Mitglieder der großmüthigen englischen Nation überschwemmten das Land mit einer so ungeheuren Menge falscher Münze, daß diese über allen Glauben gegen Courant verlor und reducirt werden mußte. Die Grundbesitzer konnten von ihren verheerten Gütern die Zinsen der darauf stehenden Capitale nicht auftreiben, daher sanken die Pfandbriefe, die bisher ein geschätztes Zahlungsmittel gewesen waren, bis auf ein Drittel ihres Nennwerthes herab. Die Tresorscheine verlo-

ren beinahe alle Gültigkeit: der Wucher hatte freies Feld. Der Tractat von Bayonne raubte dem Staat die letzten Summen, die er hätte anwenden können, das große allgemeine Unglück zu mindern, und machte tausende von Familien ganz hülflos. Die Handelsperre vollendete.

Das war der Zeitpunkt, in dem sich der eigenthümliche preussische Character, der so lange durch eine Menge von widerwärtigen Umständen verdunkelt und entstellt worden war, aufs Neue zu bilden und zu gestalten anfieng. Diese Stürme waren nöthig, um ihn in seiner Reinheit wieder herzustellen: nur das Feuer des Unglücks konnte ihn läutern. Das war der Zeitpunkt, in dem der Verein begann.

III.

Das Entstehen des Vereins.

Es ist ein den Göttern würdiger Anblick Sterbliche mit ihrem Schicksal ringen zu sehen: das preussische Volk hat in einem vorzüglichen Grade der Welt diesen Anblick gewährt. Preussen wurde von ganz Europa als vernichtet angesehen: man glaubte der verarmte Staat könne sich nicht mehr erholen; man hielt den Volkscharacter für so verderbt, daß er durchaus keiner Besserung fähig sey.

Feile Broschüren-schreiber wollten an dem unglücklichen Volke zum Ritter werden, sie besudelten es mit den gröbsten Verläumdungen, mit dem giftigsten Spott. Man fand die ganze Nation physisch und moralisch verderbt, unwissend, anmaßend, allen Lastern bis zur Thierheit ergeben; sogar dumm und körperlich häßlich.

Die Preussen schwiegen und duldeten; sie achteten sich selbst zu sehr, um auf diese Nichtswürdigkeiten zu antworten. Es waren Fehler in der Administration begangen; auch hatte die Masse des Volks für einen Augenblick ihre achtungswerthe Eigenthümlichkeit verleugnet, aber schlecht war das Ganze nie geworden; die Stunde der Trübsal hatte die Irrenden zur Erkenntniß gebracht und den guten Willen erzeugt, die einmal begangenen Fehler künftig zu vermeiden.

Was den Muth des Volkes sehr hob, war das Beispiel seines Königes und seiner grossen Gemahlin. Wer in dem Jahr nach dem Frieden zu Tilsit Gelegenheit hatte in Memel und in Königsberg zu seyn, der wird die stille Größe, die hohe Seelenstärke des erhabenen Fürstenpaares bewundert haben. Was dieses edelmüthige Entsagen, die rührende Häuslichkeit der königlichen Gatten, die herablassende Milde, mit der sie sich ihren Unterthanen nahten, für eine Wirkung auf das Volk mach-

ten, kann nur der begreifen, der es täglich gesehen hat. Sie waren die grosen Vorbilder, deren Beispiel zu folgen jeder sich bestrebte. Ein Leiden, eine Noth ketteten Fürst und Unterthanen aneinander. Von allem Hofprunk entfernt lebte der König wie ein einfacher Bürger, nahm mit seiner Gemahlin Antheil an den prunklosen Festen, die seine Nähe veranlaßte und war in der Mitte seiner Unterthanen froh. Nun lernten die Preussen ihren Herrscher auch lieben, den sie früher nur als einen gerechten tugendhaften Fürsten verehrt hatten. Friedrich Wilhelm der dritte hat mehr durch seine Persönlichkeit gewonnen, als ein Sieger durch Schlachten; durch seinen Wandel hat er seinem Volke mehr genützt, als wenn er Millionen vertheilt hätte.

Unter diesen Umständen gieng mehreren kräftigen Männern ein Hoffnungsstrahl auf: sie glaubten an das Erscheinen einer bessern Zeit und trugen sich mit diesem Gedanken, bis er zur Idee gereift, sich zur Mittheilung eignete.

Mehr Zufall als Vorsatz führte im Frühjahr 1808 zwischen einigen solchen Männern, die die Sache des Vaterlandes warm im Herzen trugen, eine Unterredung über die mögliche Regeneration des preussischen Staats herbei: der wichtige Gegenstand wurde lange und mit vieler Gründlichkeit erörtert

und einige Theilnehmer des Gesprächs entschlossen sich etwas Schriftliches darüber aufzusetzen. Bei dieser Arbeit wurden sie denn gewahr, daß der Vorwurf von wenigen Einzelnen nicht zu erschöpfen sey, und dieses brachte sie auf die Idee eine Gesellschaft zu errichten, die für die Wiederherstellung des Staats und für die Verminderung des allgemeinen Unglücks thätig sey. Sie theilten hierüber ihre Gedanken den Theilnehmern jener erwähnten Unterredung schriftlich mit, und man nahm sie mit einstimmigem Beifall auf.

So waren anfänglich ohngefähr zehn Männer, mitunter in bedeutenden Militär- und Civil-Posten stehend, zu Errichtung einer Gesellschaft, die man unter dem Namen Tugendbund stiften wollte, entschlossen. Einem unter diesen, der sich als Denker und Schriftsteller auszeichnete, wurde die Entwerfung der Statuten aufgetragen, welche Arbeit er in Kurzem mit Hülfe eines Andern aus der Gesellschaft zu Stande brachte.

Die erste Gegenrede, als der Entwurf den Stiftern vorgelegt wurde, betraf den Namen der Gesellschaft. Nach einer kurzen Discussion darüber wurde der Name „Tugendbund" verworfen, von dem nun nie wieder die Rede war, und statt dessen die Benennung Tugend-Verein gewählt. Sobald man über einige nöthige Formen einig war,

schritt man zur Aufnahme verschiedener Mitglieder, deren Zahl dadurch auf zwanzig gebracht wurde, welche gemeinschaftlich, da sie vorzüglich für die Ausbreitung der Gesellschaft thätig waren, und ihr zuerst eine bestimmte Form gaben, den Namen Stamm-Verein erhielten.

Der Entwurf der Statuten wurde nun auf's Neue durchgegangen und hiebei erhob sich ein ernstlicher Streit, denn ein achtungswerther Gelehrter bewies das Gefährliche einiger Grundsätze, die die Gesellschaft zum Werkzeug von einigen ihrer Machthaber gemacht hätte. Dieser Umstand giebt einen Beweis, wie leicht es ist, ein befangenes Zutrauen zu mißbrauchen. Die Entwerfer der Statuten hatten so etwas gewiß nicht beabsichtiget und doch hatte es sich eingeschlichen; es waren unter den zwanzig Männern anerkannt ausgezeichnete Köpfe, und doch hatten sie alle, bis auf einen, es übersehen. Es kam zu heftigen Debatten, doch die gute Sache siegte und die in Anregung gebrachten Sätze wurden abgeändert.

Aus diesen Thatsachen erhellet, daß der Freiherr von Stein nicht der Urheber der Idee des Vereins war; die Gesellschaft war gebildet, ehe er davon etwas ahnte.

Nachdem die Gesellschaft sich restituirt hatte und über die Art ihrer Thätigkeit im Reinen war,

wurden die mehrmals sorgfältig durchgegangenen und genau geprüften Statuten an des Königes Majestät zur höchsten Einsicht und Genehmigung überreicht, welche letztere nach einigen Tagen auf die schmeichelhafteste Weise erfolgte.

Wer daher sagt, daß dieser Verein eine geheime Gesellschaft sey, der behauptet eine offenbare Unwahrheit: denn nicht nur die höchsten Staatsbeamten, sondern der König selbst besaß eine genaue Kenntniß davon; viele Mitglieder waren in den höchsten Behörden beamtet, ein Anverwandter des Königlichen Hauses selbst war im Verein und der Monarch ließ sich von Zeit zu Zeit über die Arbeiten der Gesellschaft Bericht erstatten.

Die anfänglich geringe Anzahl der Mitglieder machte kein besonderes Locale nothwendig; man kam bald bei diesem bald bei jenem von den Vorstehern zusammen, um da zu arbeiten, oder sich über die Angelegenheiten der Gesellschaft zu unterhalten; da diese sich aber endlich vergrößerte, theilte man sie in Kammern und der Versammlungsort jeder Kammer war bei dem jedesmaligen Vorsteher derselben. Dieses war aber nur eine kurze Zeit vor und nach der Genehmigung des Königes, und als es noch zu den Arbeiten des Vereins gehörte, Vorschläge zu den Gesetzen desselben zu machen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß mitunter auch recht seltsame Vorschläge gemacht wurden; so zum Beispiel machten einige den Antrag, dem Verein eine Logenform zu geben; geheime Zeichen zu verabreden, Prüfungen zu veranstalten und dergleichen; ja mehrere Mitglieder wollten sogar an einer Vereinigung mit der Loge zum Todtenkopf arbeiten; indessen gelang es immer den Männern, die den großen Zweck des Vereins vollkommen begriffen hatten, die Gesellschaft gegen Abwege zu sichern und im richtigen Geleise zu erhalten.

Durch die Thätigkeit des Stamm-Vereins vergrößerte sich die Gesellschaft in kurzer Zeit außerordentlich und es entstand sogar ein Andrang darin aufgenommen zu werden. Dieses gab Gelegenheit zu dem Beschlusse: daß man eine sehr sorgfältige Auswahl unter den Aufzunehmenden treffen wollte, da für die Wirksamkeit des Vereins nicht sowohl die Anzahl, als die Tüchtigkeit der Mitglieder entschied.

Bei dem Fortschreiten der Arbeiten sahe man ein, daß die fünf Kammern, in die der Verein in Königsberg abgetheilt war, die doch zusammen ein Ganzes ausmachen sollten, durch die in ihren gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu führende Correspondenz sehr aufgehalten wurden, man beschloß deshalb sie in eine Kammer zu vereinigen. Zu

diesem Ende miethete man auf der Neuensorge *) von einem Mitgliede einen großen Saal, versammlete sich hier und machte das mündlich ab, worüber man früher briefwechseln mußte.

In diesem Saale war es, wo man einen Spion der französischen Regierung ausmittelte, der sich die Aufnahme zu verschaffen gewußt hatte. Man setzte bei seinem Erscheinen die Arbeiten aus und, nachdem er die Gesellschaft verlassen hatte, sandte man ihm eine schriftliche Aufforderung ins Haus: um sein selbst Willen künftig wegzubleiben.

Hier wurde, noch ehe die Statuten der Gesellschaft gedruckt wurden, der Beschluß gefaßt, den Verein künftig den „sittlich-wissenschaftlichen Verein" zu nennen, welchen Namen er auch wirklich und bis zu seiner Aufhebung geführt hat.

Sobald die Arbeiten des Vereins einigermaßen in den Gang gebracht waren, war man bemühet in den andern bedeutenden Städten des Staates Vereine zu stiften, die aber mit dem in Königsberg in Verbindung bleiben, und ihn stets als den Hauptverein betrachten sollten. An allen Orten ergriff man diese Idee mit Begeisterung, und in kurzer Zeit gab es kaum eine bedeutende Stadt

---

*) Namen einer Straße in Königsberg.

im ganzen Lande, wo nicht ein solcher Verein errichtet gewesen wäre.

Der erste Ort, wo ein Verein zu Stande kam, war Braunsberg. Man gieng hier mit einer Thätigkeit und mit einer Vorliebe für diese Sache zu Werk, die allen Glauben übersteigt. Katholische und evangelische Geistliche, Klosterbrüder und Leien, ohne allen Unterschied des Glaubens und des Standes verbanden sich schnell und arbeiteten mit so rastloser Thätigkeit, mit einem so regen Eifer, daß in Kurzem die herrlichsten Resultate daraus hervorgiengen. Wäre das, was dort für die Verminderung des allgemeinen Unglücks und für die Verbreitung des volkthümlichen Sinnes geschah, in Deutschland bekannt geworden, die kleine außer ihrem Vaterlande kaum genannte Stadt würde Bewunderung erregen, so weit die deutsche Zunge gehört wird.

In Königsberg nahm der Verein so zu, daß obgleich in keiner Versammlung alle Mitglieder gegenwärtig waren, da mehrere ihren Wohnsitz auf dem Lande hatten, der geräumige Saal, der ihr Locale ausmachte, zu klein für die Gesellschaft wurde und man auf dem altstadtschen Junkerhofe einen andern aus zwei großen Sälen und mehreren Zimmern bestehenden Versammlungsort einnehmen mußte, welches noch den Vortheil gewähr-

te, daß zwei Abtheilungen der Gesellschaft zu einer Zeit arbeiten konnten. So weit von dem Entstehen des Vereins.

IV.

Von der Einrichtung des Vereins.

Der sittlich-wissenschaftliche Verein war eine freie Gesellschaft selbstständiger Männer, ohne Berücksichtigung des Alters, des Standes, des Vermögens und der Religion; jedoch mit gänzlicher Ausschließung der Juden. Ausgeschlossen blieb der, von dem es erwiesen war, oder gegen den der gegründete Verdacht herrschte, daß er etwas gegen das Wohl des Vaterlandes unternommen habe. Officiere die von dem damals bestehenden Ehrengericht angeklagt waren, und ihre Straflosigkeit noch nicht dargethan hatten, muthwillige Banquerottirer, Personen die einer fiscalischen Untersuchung unterworfen waren, und solche die eine entehrende Strafe erlitten hatten; ferner die so in einem bekannt übeln Rufe standen und alle Ausländer alle diese konnten nicht aufgenommen werden.

Jedes Mitglied war verpflichtet zwei Personen zu nennen, von denen es glaubte, daß sie sich zur Aufnahme in den Verein eigneten. Dazu gehörte außer der Selbstständigkeit, die Voraussetzung de

Liebe zum Vaterlande, anerkannte Sittlichkeit und die Fähigkeit eigne Gedanken schriftlich abzufassen.

Wurde Jemand zur Aufnahme in den Verein vorgeschlagen, wie dieses denn in der Regel mit jedem der Fall war, den ein Mitglied als dazu fähig angezeigt hatte, so hieng man seinen Namen durch vierzehn Tage in dem Saale des Vereins aus. Der Censor des Vereins war gehalten sich mit der größtmöglichsten Schonung nach dem Ruf des Vorgeschlagenen zu erkundigen, und jedes Mitglied, das gegen ihn etwas einzuwenden hatte, gab seine Ausstellungen schriftlich, verschlossen, mit Beifügung aller Gründe an den Rath der Alten, der die Gründe gegen die Aufnahme prüfte und darüber entschied. Wurden die Ursachen, die der Aufnahme entgegen standen, statthaft gefunden, so wurde dieses dem Vorschlagenden ohne alle weitere Erörterung bekannt gemacht, worauf dieser seinen Antrag zurück nehmen mußte; gegentheils erhielt er den Auftrag den Vorgeschlagenen zu befragen: ob er aufgenommen seyn wollte? Dieses geschahe auf folgende Weise. Man machte dem Vorgeschlagenen bekannt: daß eine Gesellschaft bestände, die sich mit dem Wohl des Vaterlandes beschäftige, die dabei aber weder geheim noch mit lästigen Obliegenheiten verbunden sey, und fragte ihn: ob er wünsche darin aufgenommen zu wer-

den? Wies er den Antrag von der Hand, so hatte die Sache ein Ende; andern Falls gab man ihm die gedruckte Constitution der Gesellschaft verschlossen gegen einen Schein, worin er als ein ehrlicher Mann versprach: nie etwas von dem, was er über die Gesellschaft durch die ihm eingehändigten Statuten erfahren würde, zu verrathen. Blieb er nach der Durchlesung der Statuten dabei aufgenommen zu werden, so verband er sich durch Ausstellung eines Reverses zu Ausübung der ihm nun bekannten Regeln des Vereins. Durch diesen Act war er ohne weiteres aufgenommen, und wurde in die Versammlung eingeführt.

Männer von ausgebreitetem Rufe, von allgemein anerkannten Verdiensten wurden oft ohne alle Erkundigungen aufgenommen, sobald sie ihren Wunsch, Mitglieder zu werden, äußerten.

Der Aufgenommene erhielt ein Exemplar der Statuten, worauf er schrieb: „Nach meinem Tode demjenigen zu verabfolgen, der ein gleiches Exemplar vorzeigen wird.“ Er verband sich außerdem zu einem monatlichen Beitrag zur Kasse des Vereins, dessen Größe seinem guten Willen ganz allein überlassen blieb.

Jedes Mitglied wählte sich eine von den fünf Abtheilungen, aus denen der Verein bestand, in der er arbeiten wollte.

Der Verein bestand aus fünf Abtheilungen, nämlich: 1) für die Erziehung und Volksbildung; 2) für die Oekonomie (Staats- und häusliche), 3) Polizey, 4) für Litteratur, 5) für das Militär. Jede dieser Abtheilungen hatte einen Vorsteher und einen Secretair. Für jede Abtheilung war wöchentlich ein Arbeitstag festgesetzt, in dem Vorträge gehalten, Ausarbeitungen eingereicht und vorgelesen und Aufgaben dazu gemacht wurden. Den Mitgliedern stand es frei auch andre Abtheilungen, als die zu denen sie gehörten, zu besuchen; auch in mehreren Abtheilungen zugleich zu arbeiten.

Die zwanzig ältesten Mitglieder, die zum Theil Stifter der Gesellschaft waren, hießen der Stamm-Verein. Aus ihnen wurde der hohe Rath gewählt, der das Ganze leitete. Der Censor, der auch im Rath war, mußte die Schriften beurtheilen, die auf Veranlassung des Vereins gedruckt werden sollten, damit nichts Unanständiges oder Zweckwidriges von Seiten der Gesellschaft ins Publikum kam. Er entschied überdem über etwannig entstandene Streitigkeiten im Verein, und wachte über die Befolgung der Gesetze. Ein Rendant versah die Kassengeschäfte der Gesellschaft und legte dem Rath monatlich Rechnung darüber ab.

In jedem Monat fand eine General-Versamm-

lung statt, bei der alle Mitglieder der Gesellschaft das Recht hatten zu erscheinen. Die Angelegenheiten des Vereins kamen darin zur Sprache und jedes Mitglied hatte dabei eine Stimme.

Der Stiftungstag der Gesellschaft, der Geburtstag des Königes, der Krönungstag waren Festtage, die im Verein durch Reden, Musik und Mahlzeiten begangen wurden.

Kein Mitglied des Vereins stand in irgend einer Hinsicht in einem andern Zwange als den ihm die Staatsgesetze und die Sittlichkeit auflegten; das einzige Verbot bestand darin: nichts über den Verein zu schreiben, oder gegen Personen, die nicht Mitglieder waren, zu reden; übrigens war Jeder Herr seiner Handlungen.

Das Siegel des Vereins waren fünf mit einem Bande verschlungene Garben. Auf dem Bande war eine Devise; um den Rand stand „Siegel des sittlich-wissenschaftlichen Vereins."

Dieses war das wesentliche formelle des Vereins; es bestanden weiter keine Gebräuche, keine Zeichen, noch sonst etwas, was auf Heimlichkeit hätte hindeuten können, oder was einem vernünftigen Manne als Spielerei hätte widerlich seyn müssen. Wo ist hier die „Weitschweifigkeit kleinlicher Organisations-Gesetze, welche sogar einen

bedeutungslosen Rang in den verschiedenen Sizungen sehr umständlich bestimmt," über die sich Herr Schmalz beklagt? Konnte man weniger thun, um nicht den Verein der unberufenen Beurtheilung der großen rohen Menge auszusetzen? Konnte weniger geschehen, wollte man nicht ohne Unterschied schicklich und unschicklich, gut und bös, passend und unpassend, alles durcheinander werfen? Kaum ist es möglich etwas Ungegründeteres und Gehaltloseres zu sagen, wie Herr Schmalz bei dieser Gelegenheit thut.

V.

Der Zweck des Vereins

war edel und vielumfassend, er bestand in folgenden Hauptpunkten.

1. Die durch das große allgemeine Unglück, und die daraus entspringenden Widerwärtigkeiten für die einzelnen in Aufruhr gebrachten Gemüther zu beruhigen und sie zur Ausdauer, zur Geduld zu ermuntern.
2. Die Liebe für den König und sein Haus aufrecht zu erhalten und den Patriotismus zu erwecken und zu vermehren.
3. Das Unglück des Staats in seinen Einzelnheiten kennen zu lernen, Vorschläge zu dessen

Minderung und endliche Abhelfung zu machen, und an deren Ausführung kräftig mitzuwirken.

4. An einer zweckmäßigen Einrichtung des Militärs zu arbeiten.

5. Für die Verbesserung der Erziehung der Jugend Sorge zu tragen, und hauptsächlich die eignen Kinder zweckmäßig, dem Zeit- und Staatsbedürfnisse gemäß zu erziehen.

6. Einen guten Sinn im Volke zu erhalten, es von etwannigen Irrthümern zurückzuführen und zur Hoffnung auf das Erscheinen einer bessern Zeit zu ermuntern.

7. Die besondere Noth hülfloser Familien kennen zu lernen und nach Möglichkeit zu mindern.

8. Der Policey, wo diese nicht ausreichen kann, jedoch stets nur mit ihrem Vorwissen, an die Hand zu gehen.

9. Die Litteratur zu beleben.

10. Gegen die Libellenschreiber, die das Volk unzufrieden zu machen und zu verwirren streben, aufzutreten, ihre Lügen aufzudecken und die Verbreitung schädlicher Schriften zu hemmen.

Da man stets von dem Grundsatz ausgieng: nichts gegen den Willen des Königes und der Be-

hörden zu unternehmen, da man Wort und That einer strengen Prüfung unterwarf und da alles sorgfältig vermieden wurde, was auf Eigenmächtigkeit oder Einmischung in den Gang der Staatsverwaltung hätte bezogen werden können, so konnte der Verein nie gefährlich werden. Auch hätte jede Ausartung die gewisse Folge gehabt, daß die auf die Ausübung ihrer Rechte eifersüchtigen Behörden Beschwerden gegen den Verein geführt hätten, welches er, selbst im Fall eines übeln Willens, seiner Erhaltung wegen, vermeiden mußte.

Wenn Herr Schmalz nach dem über den Zweck des Vereins hier gesagten, was beinahe wörtlich in der Constitution desselben steht, vergebens nach einer bestimmten Andeutung des Zwecks gesucht hat, so muß man vermuthen, daß er die Statuten nie las, sondern nur durch Hörensagen kennt. Einzelne Fälle lassen sich doch nicht in dergleichen Festsetzungen bestimmen, und verlangt man dieses nicht, so sehe ich nicht ein, wie man etwas deutlicher ausdrücken kann, als es hier geschehen ist. Wenn er aber die Grenzen dieses Zwecks angedeutet verlangt, so begehret er etwas Unmögliches, das, wenn es statt finden könnte, den Nutzen einer solchen Verbindung aufheben müßte.

Worin das Gefährliche, was er, und mit ihm Herr Niebuhr entdeckt haben will, bestehen soll,

ist nicht abzusehen. Um gefährlich zu seyn, hätte der Verein das Werkzeug eines Einzelnen, oder Weniger seyn müssen; dem aber war ja dadurch vorgebaut, daß keinem von den Mitgliedern irgend eine besondre Gewalt oder Wirksamkeit auf das Ganze zustand, die gemißbraucht hätte werden können. Kein Zwang, keine Unterwürfigkeit, kein Gehorsam unter einzelne Befehle fand statt, daher war auch keine Schädlichkeit zu befürchten. Gesetzt ein eminenter Kopf hätte zum Nachtheil der Regierung auf das Volk wirken wollen, so konnte er es außer dem Verein mit größerem Erfolg: denn hier banden ihn die Pflichten, die der Verein gegen den Staat übernommen hatte und die Wachsamkeit der Mitglieder war seiner Absicht entgegen.

VI.

Die Idee des Vereins.

Die Idee des Vereins war ein vollkommener Staat, gegründet auf die durch Intelligenz erzeugte höchstmögliche Sittlichkeit seiner Bürger. Diese Idee stand den Stiftern des Vereins und den thätigen Mitgliedern desselben klar vor der Seele, und nur wer es weiß, daß man bei Stif-

tung der Gesellschaft davon ausgieng, und daß man in diesem Sinne arbeitete, der wird den Verein zu würdigen im Stande seyn.

Indem ich aber diese, noch nicht durch Schrift oder Geständniß bekannt gewordene, Idee ausspreche, fühle ich, daß ich dadurch dem Verein in der öffentlichen Meinung unendlich schaden kann, da eine gegen einen bestehenden Staat wirkende, also gefährliche, Gesellschaft eben diesen Begriff für den ihrigen erklären kann, ohne inconsequent zu seyn: es bedarf daher einer näheren Erklärung zur Rechtfertigung des Vereins.

Man nehme einen Staat an, dessen Bürger ohne alle Ausnahme moralisch gute Menschen sind, so hat man auch in ihm einen Staat ohne Mängel, oder einen vollkommenen Staat. Je mehr sich die Gesammtmasse der Bürger der sittlichen Vollkommenheit nähert, je mehr wird sich auch nach und nach ihre Staatsverfassung verbessern, wenn nicht von Außen herrührende Wirkungen dieses verhindern. Ein Feind, der in ein Reich siegreich eindringt, kann dessen Verfassung umstürzen, kann in allen Verwaltungszweigen widersinnige Maasregeln anordnen, das Ganze verwirren und am Ende auch nach und nach die Bürger demoralisiren, wie wir dieses an dem verschwundenen Königreich Westphalen gesehen haben; aber diesen Fall abgerechnet,

muß, nach einer natürlichen Folge der Dinge, die erhöhte Sittlichkeit der Bürger die Vervollkommnung der Staatsverfassung herbeiführen. Ein Tyrann findet unter guten Menschen keine Werkzeuge seiner Tyranney, und wird dadurch verhindert Böses zu thun; dem Lasterhaften mangeln Diener seiner Lüste. Sittlich gute Staatsbeamte wachen über die Ausführung der bestehenden Verordnungen und machen Vorschläge zu ihrer Verbesserung, wenn sie durch die Zeit ihre Anwendbarkeit verloren haben. Der wirklich gute Mensch begehet keine Mißbräuche, selbst wenn die Gesetze unzulänglich sind ihn daran zu verhindern. Freilich kann die Idee eines vollkommenen Staats nie in ihrer ganzen Ausdehnung verwirklicht werden: denn die Unvollkommenheit der menschlichen Natur ist ein Hinderniß, das nie von einem Sterblichen besiegt werden kann; indessen ist sie ein Ideal, dem wir uns zu nähern suchen müssen, in der Ueberzeugung, daß wir, mit jedem Schritt den wir ihm näher treten, uns vervollkommnen, das heißt: glücklicher werden.

Da bei der dem Verein vorschwebenden Idee allein die Sittlichkeit der Bürger erhöhet werden sollte, so hatte er keine eigentlich politische Tendenz: konnte also auch nie der Regierung gefährlich werden: denn er wollte die moralischen Kräfte des

Staats vermehren, überließ aber ihre Anwendung der Regierung.

Da die Könige von Preussen schon beinahe seit hundert Jahren in der Aufklärung ihrer Unterthanen ihre Stärke gesucht und gefunden hatten, so konnte auch jetzt der Regierung die Idee des Vereins nicht fremd seyn; daher sie sich gern mit der Absicht der Stifter befreundete, und von der guten Wirkung der Thätigkeit dieser Verbindung auf das Volk überzeugt war.

Die vielen Schriftsteller, die den Nutzen des Vereins mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig wäre, bestreiten, widersprechen sich selbst und werden inconsequent, wenn sie gleich nachher den Schaden und das Gefährliche der geheimen Gesellschaften zu erweisen bemüht sind. Wodurch werden denn die geheimen Gesellschaften gefährlich? Doch wohl nur dadurch, daß viele Personen auf einem gemeinschaftlichen Zweck, der den Absichten des Staats entgegen ist, mit vereinten Kräften hinarbeiten. Ist dieses nun der Fall, so muß ja auch eine — doch keinesweges geheime — Gesellschaft von kräftigen, für das Gute beseelten Männern, die mit vereinten Kräften dahin arbeitet, daß die Absichten der Regierung erreicht werden, nützlich seyn. Wodurch hat die deutsche Gelehrsamkeit ein so großes Uebergewicht über die al-

ler andern europäischen Völker, als gerade dadurch, daß allein in Deutschland auf Universitäten, die in keinem andern Lande in solcher ausgedehnten Form vorhanden sind, gemeinschaftlich auf einen Zweck hingearbeitet wird. Würde je die französische Sprache die ihr eigenthümliche Rundung und Zierlichkeit, und dadurch ihre Ausbreitung erhalten haben, wenn Ludwig der XIV. nicht seine Akademie gestiftet hätte, wo man gemeinschaftlich dieses Ziel zu erreichen strebte?

Der Verein versammlete an jedem Orte, wo er bestand, die hellsten Köpfe, die besten, am mehresten unterrichteten Menschen und diese machten es zu ihrer Pflicht ihre Mitbürger aufzuklären, zu bilden, ihre Sittlichkeit zu verbessern: konnte diese Arbeit ohne Nutzen bleiben? Mancher denkende, gelehrte und erfahrne Mann, der von seinen Renten, oder von einem Gewerbe lebte, das ihn mit wenig Menschen in Berührung brachte, dem viele Zeit übrig blieb, die anzuwenden ihm ein Wirkungskreis fehlte, der hatte ihn im Verein gefunden. Er hätte vielleicht Schriftsteller werden können, doch seine Ruhe war ihm zu lieb, als daß er sie gegen das zweifelhafte Autor-Verdienst hätte aufs Spiel setzen sollen; hier konnte er nützlich werden, ohne fürchten zu dürfen, in einen gelehrten Kampf sich verwickelt zu sehen. Wie sehr man sich

und Andre durch gegenseitige Mittheilung unterrichtet, ist bekannt; nirgends hatte man mehr Gelegenheit dazu, als im Verein, wo jeder Zwang, jede lästige Etiquette verbannt war und jedes Mitglied in dem Andern nur den Freund sah, dem es ohne Rücksicht auf bürgerliche Verhältnisse sich nahen konnte. Wie Mancher, durch seine beschränkte Vermögenslage von allem gesellschaftlichen Umgange entfernt, fand im Verein eine geistreiche Unterhaltung, die ihm seine beklemmte Lage erträglicher machte und ihn zur Ausdauer stärkte.

VII.

Von den Arbeiten des Vereins.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß jedes Mitglied sich eine von den benannten fünf Abtheilungen wählte, worin es arbeitete. Keiner wurde in seinen Arbeiten beschränkt, er mochte viel oder wenig thun, dies war ganz den Verhältnissen, Kräften und Willen eines jeden überlassen; und wenn auch zuweilen von dem Vorsteher eine freundschaftliche Bitte gethan wurde, eine einmal übernommene Arbeit bald zu beendigen, so war doch von keinem Zwange, von keiner Verpflichtung die Rede, denen durchaus kein Mitglied unterworfen war. Die eigentlichen Arbeiten geschahen zu Hau-

se; in der Sitzung wurde nur darüber berichtet, discutirt und das Protokoll, welches die Uebersicht der Arbeiten und die Beschlüsse der Gesellschaft enthielt, geführt. Wenn irgend eine Aufgabe gemacht wurde, welches jedes Mitglied thun konnte, und worüber dann die Sitzung entschied, ob sie ein Gegenstand der Beschäftigung der Abtheilung seyn könnte? so besprach man sich darüber, jeder sagte seine Meinung davon; Gedanken wurden darüber ausgetauschet und wer die Ausarbeitung übernahm, hatte den Vortheil davon, daß er schon die verschiedenen Ansichten von der abzuhandelnden Sache kennen lernte. Zuweilen bearbeiteten zwei, oder noch mehrere Mitglieder einen und denselben Gegenstand, jeder hatte seinen eignen Begriff davon durchgeführt, und in der Sitzung hielt man die Arbeiten gegen einander. Dies gab denn oft Gelegenheit, daß auf den Grund dieser verschiedenen Arbeiten, ein Anderer nochmals die Sache abhandelte, und sie, durch die Vorarbeiten dazu in den Stand gesetzt, erschöpfte. Hätte der Verein länger in seiner Form fortbestanden, so wären die erfreulichsten Resultate aus diesen Arbeiten hervorgegangen, die auch während seiner kurzen Dauer so augenscheinlich waren.

Daß jede Abtheilung nicht gleich thätig war, lag in der Natur der Sache, da nicht jeder Gegen-

stand dem Zweck des Vereins gleich nahe lag. Die Abtheilung der Litteratur hat sich am wenigsten wirksam bewiesen, und zwar aus folgenden Gründen. Sie zählte die wenigsten Mitglieder, denn Jeder wollte sich nur mit dem beschäftigen, was zur Zeit das Nothwendigste war. Ferner aber ist dieser Gegenstand eine zarte Pflanze, die zu ihrem Gedeihen den Sonnenschein glücklicher Verhältnisse bedarf, die uns in jener drückenden Zeit so ganz mangelten. Die Censurfreiheit fehlte überdem, und die beklemmte häusliche Lage jedes Einzelnen hemmte den kühnen Flug des Geistes und lähmte ihm die Flügel. Dennoch sind manche vortreffliche Sachen zum Vorschein gekommen, von denen zu wünschen wäre, daß ihre Verfasser, wenn sie anders die Handschriften davon noch besitzen, sie durch den Druck bekannt machen möchten: insonderheit die Arbeiten von Herren M. u. N. Mehrere ehemalige Mitglieder der Gesellschaft vereinigen ihren Wunsch mit dem meinigen, jene Aufsätze gedruckt zu sehen.

Was zum Soldatenstande gehörte, arbeitete grossentheils in der militärischen Abtheilung, und, wie sogar auch ausserhalb des Vereins bekannt geworden ist, sehr fleissig. In dieser Abtheilung waren Männer, deren Werth jetzt ganz Europa anerkannt hat.

Nächst der litterärischen, war die ökonomische Abtheilung, was ihr eigentliches Fach anbetraf, am wenigsten thätig, weil sehr viele Mitglieder auf dem Lande wohnten und den Verein daher seltner besuchen konnten. Dagegen zeichneten sich diese Mitglieder vorzüglich durch die Stiftungen der Gemeinde-Versammlungen aus, die unglaublich auf den Geist des Landmannes gewirkt haben.

Zu diesen Gemeinde-Versammlungen waren bedeutende Gutsbesitzer, Beamte und Prediger verpflichtet und zwar veranstalteten sie solche auf folgende Weise. Sie veranlaßten des Sonntags, nach der Kirche, eine Versammlung von den gesittetsten, in dem besten Rufe stehenden, Bewohnern ihrer Güter, Aemter oder Kirchspiele, hielten ihnen hier Vorlesungen, oder unterhielten sich mit ihnen über gemeinnützige Gegenstände, klärten sie über ihre Bestimmung und über ihre Pflichten als Menschen, Staatsbürger und Hausväter auf, suchten bei ihnen Vaterlandsliebe zu erregen und zu vermehren und ihre Kenntnisse zu erweitern. Um eine größere Theilnahme an diesen Versammlungen zu erwecken, behandelten sie diese als eine Auszeichnung, die nur dem tadellosen Hausvater widerfuhr. Jeder drängte sich nun dazu, und es galt für eine Schande nicht dazu eingeladen worden zu seyn. Auf gleiche Art wurden auch Ver-

sammlungen der erwachsenen männlichen Jugend gestiftet, die neben diesen Unterhaltungen sich auch durch unschuldige, Leibesübung beabzweckende, Spiele belustigen durften.

Die Abtheilung der Policey, und die der Erziehung waren vorzüglich zahlreich. Erstere beschäftigte sich außer ihren schriftlichen Arbeiten auch damit: entdeckte Mißbräuche bei der Policey anzuzeigen und deren Abstellung zu veranlassen. Man untersuchte in diesem Fall die Angabe eines Mitgliedes sehr genau, und fand man sie gegründet, so vertrat der gesammte Verein die Anzeige, die in seinem Namen gemacht wurde.

Die Mitglieder der Abtheilung der Erziehung, die selbst Kinder besaßen, wandten allgemein für richtig angenommene Erziehungsgrundsätze auf diese an und berichteten über den Erfolg.

Ein Gegenstand der Untersuchung für die Abtheilungen der Oekonomie, der Policey und der Erziehung war der Luxus und dessen mögliche Verminderung. Die von jedem Mitgliede in seinem Hauswesen zur Verminderung des Luxus getroffene Einrichtungen wurden in freundschaftlichen Unterhaltungen bekannt gemacht.

Eine Flugschrift, welche unter dem Namen „Bürgerblatt“ herausgegeben wurde, und die Belehrung des Bürgers und Landmanns zum

Zweck hatte, beschäftigte die Mitglieder aus allen Abtheilungen.

VIII.

Von dem Nutzen des Vereins in dem Zeitraum seines Bestehens.

Die erste große heilsame Arbeit des Vereins, weshalb allein er schon als ausgezeichnet nützlich für den Staat anerkannt zu werden verdiente, war die Bewirkung der Verträglichkeit zwischen dem Militär und dem Bürgerstande. Das Militär wurde in den preussischen Staaten der Begünstigungen wegen, die es genoß, nie geliebet, aber nach dem unglücklichen Kriege haßte man es grenzenlos, denn man schrieb ihm das allgemeine Unglück zu, worin der preussische Staat versunken war. Mehrere Festungs-Commandanten hatten wirklich das Vaterland verrathen; es waren in der That Fehler bei der Armee begangen; ein Heer von Broschürenschreiber vervielfältigte diese ins Unendliche. Die Officiere konnten jene Thatsachen nicht bestreiten, konnten sich gegen den zahlreichern Bürgerstand, der jetzt mehr wie je zusammenhielt, da er über den Gegenstand seines Hasses einig war, nicht vertheidigen. Ueberall wo das Militär hinkam, wurde

es verächtlich behandelt und bald offenbar, bald verdeckt angegriffen. Vergebens wollten die Officiere durch Nachgeben und zuvorkommende Artigkeit ihr Verhältniß gegen den Bürgerstand weniger drückend machen; man legte ihnen dieses als Feigheit und Kriecherei aus und behandelte sie nun noch wegwerfender. Dieser Haß drohete in offenbare Feindseligkeiten auszubrechen, was das Unglück des Staats noch vermehrt haben würde; und die Regierung war vielleicht nicht im Stande es zu verhindern. Da legte sich der Verein ins Mittel. Es war ein Gesetz, daß jedes bürgerliche Mitglied in einer Gesellschaft, wo ein Officier entweder persönlich, oder in Rücksicht auf seinen Stand angegriffen wurde, diesen vertheidigen mußte und gegenseitig, der Officier den Bürgerlichen. Dieses gewährte den Militärs Sicherheit in ihrem Benehmen: denn bei der Ausdehnung, die der Verein sehr bald gewann, waren beinahe allenthalben bürgerliche Mitglieder anzutreffen, die sich mit dem wärmsten Eifer des Militärs annahmen. Nicht nur daß dadurch unzählige Händel geschlichtet wurden, sondern das Beispiel wirkte vortheilhaft aufs Ganze, beide Stände lernten einander ertragen und im Kurzen schwand der ungerechte Groll, der einer Verträglichkeit Platz machte, die späterhin so nothwendig wurde, da man gemeinschaftlich alle Kräfte

anstrengen mußte, um die Ketten zu zerbrechen, die so schmachvoll das Vaterland drückten.

Die Erfahrung lehret, daß mit der Verarmung eines Landes dessen Luxus nicht abnimmt; im Gegentheil lebt bei einem hoffnungslosen Zustande jeder aufs Gerathewohl hin, um, da er doch keine Rettung vor sich siehet, wenigstens so lange zu genießen, wie es geht. Diese traurige Erfahrung wurde von dem Verein in Erwägung gezogen, und ohne Anstand entschlossen sich die begüterten Mitglieder desselben in ihren Familien allen überflüßigen Aufwand einzustellen. Angesehene Kaufleute und andre vermögende Männer führten diesen Vorsatz aus, und ihr Beispiel wirkte ungemein wohlthätig: denn in unzähligen Familien fanden Einschränkungen statt, die ihre Häuser aufrecht hielten; die außerdem in der nachfolgenden nahrlosen Zeit zu Grunde gegangen wären. Diese Entsagungen von so manchem, was die Gewohnheit zum Bedürfniß gemacht hatte, wurden mit solchem Ernst begonnen, mit solcher Beharrlichkeit ausgeführt, daß Keiner, der Gelegenheit hatte dies zu beobachten, an dem Wiederaufblühen des schönen deutschen Nationalcharacters mehr zweifeln konnte.

Auf die Erziehung der Jugend hatte die Abtheilung des Vereins, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigte, ein vorzügliches Augenmerk. Man

setzte sich mit mehreren Lehrern in Briefwechsel, empfahl ihnen zweckmäßige Lehrmethoden, bereitete das Publikum auf die Pestalozzische Lehrart vor, und als endlich der König in Königsberg eine Unterrichts-Anstalt als Normal für das ganze Land stiftete, fand diese empfängliche Gemüther, die mit Dank die königliche Vorsorge annahmen, der sie ohne Mitwirkung des Vereins ein schwer zu bekämpfendes Vorurtheil entgegen gesetzt haben würden.

Mehrere aus dem Verein widmeten sich dem Unterricht der Soldaten, lehrten sie schreiben und brachten ihnen mancherlei Kenntnisse bei, die bei denen aus jenem Zeitraum noch übrigen Kriegern noch jetzt auffallend sichtbar sind.

Bei der Eroberung des Landes durch die Franzosen waren so viel policeyliche Mißbräuche eingeschlichen, daß die Policeybehörden, mit dem besten Willen, und dem regsten Eifer, nicht im Stande waren die alte Ordnung wieder herzustellen. Die Beamte unterlagen unter einer Menge Arbeiten und unter dem Bestreben der Bürger, sich ihren Anordnungen zu entziehen. Der Verein kam hier mit vieler Thätigkeit zur Hülfe. Nicht daß er sich unbefugter Weise in die ämtlichen Geschäfte der Policey mischte, sondern jedes Mitglied beobachtete was in seiner Nähe vorgieng und alles für die öf-

fentliche Sicherheit und Wohlfahrt Gefährliche wurde angezeigt. Doch fand dabei weder ein Spioniren, noch heimliche Denunciation statt, sondern Jeder, der eine Anzeige zu machen hatte, nannte sich dabei; und war dies zur Verhütung der Animosität gegen den Einzelnen nicht möglich, so machte der Verein die Anzeige. Daß jedes Mitglied allen policeylichen Anordnungen einen unbedingten Gehorsam leistete, und auch seine Hausgenossen dazu anhielt, versteht sich von selbst.

Das erste Jahr nach dem Kriege stand das Getraide, da nur wenige Aecker hatten bebauet werden können, und noch dazu ein Mißwachs eintrat, in einem außerordentlich hohen Preiße; auch war das Fleisch, da durch den Krieg und die Viehseuche der Viehstamm des Landes beinahe aufgerieben war, ungeheuer theuer. Die Handelssperre machte den Hafen leer, und die zahlreiche Menschenklasse, die durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt erwerben muß, hatte keinen Verdienst. In Königsberg zählte man die Nothleidenden zu tausenden, denen ein trauriges Schicksal bevorstand, da die Staatskassen außer Stande waren sie zu unterstützen, der allgemeine Verlust aber, den jeder erlitten hatte, die mehresten, die diesen Armen noch etwas zur Minderung ihrer Noth hätten verabreichen können, fühllos machte. Der Verein richtete eine Suppen-

Anstalt ein; die Mitglieder durchkrochen selbst alle Hütten, wo die Armuth oft in den gräßlichsten Gestalten weilte, untersuchten die Lage eines jeden Einzelnen, und speiseten die Armen während drei Jahr durch und so lange, bis der Noth gänzlich abgeholfen war. Noch jetzt ist ein ansehnliches baares Capital, als Ueberschuß, von dieser Anstalt vorhanden, das jetzt, da keine Hülfsbedürftigen mehr vorhanden, auf eine andre Bestimmung wartet.

Von dieser wohlthätigen Anstalt nahm der Herausgeber einer gelesenen Zeitschrift Gelegenheit den Verein eine Suppen-Gesellschaft zu nennen. So tritt der Witz oft das Edelste und Beste in den Staub!

So wie in Königsberg war man auch in allen andern Städten, wo Vereine bestanden, thätig, die Noth zu mindern und den Sinn für das Gute auszubreiten. Das Städtchen Braunsberg zeichnete sich hierin ganz vorzüglich aus, und wurde seiner Gegend, die mitunter am mehresten gelitten hatte, denn hier waren zwei Hauptschlachten geliefert worden — sehr wohlthätig. Außerdem wurde dort eine Industrie- und eine Mädchenschule gestiftet, und mehrere Anstalten errichtet, wodurch Gewerbe, Wissenschaft und Kunst befördert wurden. Möchte es doch dem edlen Herrn D. B. gefallen etwas Näheres davon bekannt zu machen.

Beamte und Geistliche, die Mitglieder des Vereins waren, hatten, wie schon früher erwähnt worden, die Verpflichtung Gemeinde-Versammlungen zu errichten und Vorträge darin zu halten. Der Zweck war die Vaterlandsliebe und die Liebe für das königliche Haus zu befördern, den Muth zur Erduldung der allgemeinen Noth zu erwecken, Achtung für die Gesetze, Sparsamkeit im Haushalt, Verträglichkeit mit dem Soldatenstande zu empfehlen, und Belehrungen über gemeinnützige Gegenstände zu ertheilen; vorzüglich aber einen guten Sinn zu erhalten und die Hoffnung einer bessern Zeit anzufachen. Viele würdige Männer entledigten sich dieser übernommenen Verpflichtung auf eine so zweckmäßige Art, daß daraus die vortrefflichste Stimmung bei dem Landmann hervorgieng, die bei der nachmaligen allgemeinen Bewaffnung Wunderdinge geleistet hat.

Die Mitglieder der militärischen Abtheilung waren vorzüglich thätig. Sie waren von der Wahrheit durchdrungen, daß das Heer in allen seinen Einrichtungen neu geschaffen werden müsse, sie hatten sich überzeugt, daß ein guter Geist, ein kräftiger Wille das Heer beleben müsse, wenn die preussischen Krieger ihren alten Ruhm wieder erlangen wollten und waren unermüdet bestrebt, ihrer Ueberzeugung gemäß zu arbeiten. Ihre Arbeiten ka-

men zur Kenntniß des Königes, und Scharnhorst, dem sie vorgelegt wurden, erkannte nicht nur dankbar den Fleiß der Gesellschaft an, sondern berichtigte manches und benutzte vieles davon. Ueberhaupt waren die mehresten Officiere, die unter ihm die Militär-Angelegenheiten bearbeiteten, Mitglieder des Vereins, den er kannte, schätzte und auszeichnete. Wenn Herr Schmalz also behauptet: daß Scharnhorst nicht im Verein war, so hat er allerdings in so fern Recht, als der große und zu früh entrissene Mann nicht unter den Mitgliedern des Vereins verzeichnet stand und auch dessen Versammlungen nicht besuchte, welches man von ihm, der den ganzen Tag beschäftigt war, nicht erwarten konnte, weshalb ihm auch nie ein Antrag gemacht worden ist einzutreten; berücksichtigt man aber nur das Wesentliche, und zieht in Erwägung, daß er den Zweck und die Arbeiten des Vereins kannte und beides billigte; daß ihm kein Schritt desselben unbekannt blieb, daß er die Thätigkeit desselben nutzte und überhaupt mit allen seinen Ansichten befreundet war, so kann man, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß er zum Verein gehörte.

Ueberhaupt aber wurden alle gute Köpfe von dem Verein in Anspruch genommen und zu einer gemeinsamen höchst nützlichen Thätigkeit ermuntert,

die so vieles Gute gewirkt hat, dessen Früchte wir noch genießen. Der Verein war ein nothwendiges Bedürfniß für den Staat in seiner damaligen Lage, und man kann ohne zu übertreiben behaupten, daß er es war, der zuerst Ruhe in die Gemüther, Ordnung in die allgemeine Verwirrung brachte und die Möglichkeit erwies, dem gesunkenen Staat wieder aufzuhelfen.

Sein anerkannter Nutzen, das viele Gute was er mit oft sehr beschränkten Mitteln bewirkte, verschafften ihm immer mehr Anhänger und erregten selbst in andern Ländern den Wunsch eine ähnliche Gesellschaft zu besitzen, daher wurde es einigen Mitgliedern in der Mark sehr leicht ihn in das damalige Königreich Westphalen zu verbreiten, welches aber eine Sache Einzelner war, und nicht durch den Auftrag des Vereins geschah. Denn in Westphalen mußte eine solche Gesellschaft eine dem preussischen Verein widersprechende Richtung nehmen, und war daher nicht mehr eine und dieselbe Verbindung. In Preussen bestand der Verein mit der Genehmigung des Königes, in Westphalen ohne den Willen des dortigen Machthabers; in Preussen strebte er den Thron zu befestigen, in Westphalen ihn umzustürzen; dort mußte die Gesellschaft versteckt handeln, hier konnte sie frei und öffentlich auftreten und das ganze Volk wußte um ihre

Thätigkeit. Wunderbar ist es aber, daß während der Welttyrann den preussischen Verein genau beobachtete und endlich dessen Aufhebung veranlaßte, er keine Ahnung davon hatte, daß in dem ihm näher liegenden, übel zusammen gekitteten, Königreich Westphalen eine Gesellschaft bestand, die geradezu gegen ihn arbeitete. Uebrigens stand der Verein mit jener Gesellschaft durchaus in keinem Raport.

Mehr näherte sich der Verein, der in Böhmen entstand, dem preussischen, denn gleiche Liebe für den Thron, gleiche Anhänglichkeit an den Monarchen zeichnete ihn aus. Da er jedoch ohne die Genehmigung des Landesherrn bestand, weshalb er gewissermaßen eine geheime Gesellschaft war, so kann er auch nicht mit dem preussischen verglichen werden. Uebrigens hat er herrliche Resultate durch seine Thätigkeit gewirkt, unter denen dieses keines der geringsten ist, daß der alte Haß zwischen Preussen und Böhmen beinahe gänzlich aufgehört hat.

Kehren wir wieder zu dem preussischen Verein zurück. Des vielen und anerkannten Guten ohngeachtet, was aus demselben hervorgieng, weigerten sich mehrere Männer von Ruf in denselben zu treten und führten oft gar sonderbare Gründe für ihre Weigerung an. Waren sie Freimaurer, so hieß es: ihr Verhältniß zur Loge untersage es ih-

nen in eine geheime Gesellschaft zu treten. Nun war ja aber der Verein keine geheime Gesellschaft, zählte auch einige Freimaurer zu seinen Mitgliedern: der Vorwand war also augenscheinlich aus der Luft gegriffen. Andre entschuldigten sich damit, daß es ihnen als Staatsdiener nicht erlaubt sey, Mitglieder des Vereins zu werden; diese Ausrede war eben so kahl: denn es waren ja Männer, die die wichtigsten Posten bekleideten, mit Wissen und Willen des Monarchen darin. Der wahre Grund war bei den Mehresten der: daß sie eine Auflösung des preussischen Staats durch Bonaparte, und in diesem Fall, als Mitglieder des Vereins, Verantwortlichkeit befürchteten, daher blieben sie zurück. Da sie diesen Grund aber nicht bekannt machen dürfen, so geben sie jetzt vor gefährliche Grundsätze in den Statuten entdeckt zu haben, und deshalb nicht in die Verbindung getreten zu seyn. Indessen sie sind noch immer den Beweis schuldig: wo das Gefährliche denn eigentlich statt hat? und werden ihn auch höchstwahrscheinlich nicht führen.

IX.

Von der Aufhebung des Vereins.

Der Verein, dessen Thätigkeit sich von Zeit zu Zeit vermehrte, der nie aufhörte stets im Sinne

seiner Stifter zu handeln, behielt unausgesetzt den Beifall des Königes und seiner Minister. Bis zu seiner Aufhebung wurden alle seine Schritte von dem Monarchen gebilligt, seine Arbeiten mit dem allerhöchsten Beifall beehrt und ihm fortdauernder Schutz zugesichert. Nun trat die Verlegung des Hoflagers nach Berlin ein. Noch bei seiner Abreise versicherte der Monarch dem Verein seiner Gnade; ja noch unter Weges, und namentlich in Braunsberg, 9 Meilen von Königsberg, gab er einem verehrten Mitgliede die aufmunterndsten Zusicherungen; doch kaum befand sich der König einige Tage in Berlin, als ein allerhöchstes Rescript die augenblickliche Aufhebung des Vereins und die Einsendung aller Acten und Arbeiten desselben befahl.

Wer beschreibt das Schrecken und die Trauer der Mitglieder, denen bei einer General-Versammlung dieser hohe Befehl bekannt gemacht wurde! Sprachlos, mit dem Ausdruck der Trostlosigkeit standen die Männer da, denen das Wohl des Vaterlandes so sehr am Herzen lag; die gewiß gern ihr Leben dafür gelassen hätten; Thränen des bittersten Unmuths rollten über die Wangen vieler Männer, die vielleicht noch nie geweint hatten; die beengte Brust machte sich durch Klagen Luft

und rathlos stand jeder da, vergebens auf eine Auskunft sinnend.

Man sammlete sich endlich um die nöthigen Beschlüsse zu fassen. Die ganze Versammlung war darüber einig: daß der edle König, dessen offener und fester Character bekannt war, nicht selbst diese Aufhebung bei sich beschlossen habe, sondern daß dieses auf Ansuchung Bonapartes geschehen sey. Obgleich nun einige dafür stimmten, daß man durch eine Bittschrift die Fortdauer des Vereins zu bewirken suchen sollte, so sahe doch die Mehrheit das Zwecklose dieses Schrittes ein, der den Monarchen in die Verlegenheit gesetzt haben würde, gegen seinen eignen Wunsch eine abschlägige Antwort zu ertheilen. Man erklärte also, dem Willen des Königes gemäß, den Verein für aufgehoben und die gegenwärtige für die letzte Versammlung.

Bei Beendigung der Sitzung trat einer von den Vorstehern auf und sagte: „Meine Herren! nach dem Willen unsers Königes ist der Verein seiner Form nach aufgelöset; nie werden wir uns mehr versammeln: unsre gemeinsame Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe in unserm Herzen dauert unser Bund fort und das ist nicht gegen den Willen unsers Monarchen. Arbeite jeder für sich zum großen Zweck; wir werden einst beßere Zeiten se-

hen." Eine allgemeine Umarmung folgte dieser Rede, und mit hoher Rührung trennte sich die Gesellschaft.

Nur in dem hier ausgesprochenen Sinne dauerte der Verein noch fort. Es wurden keine Zusammenkünfte mehr gehalten, keine gemeinschaftlichen Arbeiten mehr unternommen; aber das Alles war jetzt auch nicht mehr nöthig. Der wahre Bürgersinn, der Sinn für das Gute, die Empfänglichkeit für das Große, Edle war im Lande verbreitet, wurde von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten und das heilige Feuer genähret, was bald die Herzen mit dem Muth zur Wiedererringung der Freiheit entflammen sollte.

X.

Von dem Antheil des Vereins bei dem Aufstehen der Preussen gegen Napoleon.

Der Verein war seiner Form nach durch einen königlichen Befehl aufgehoben und löste sich diesem Befehl gehorsam sogleich auf. Er beendigte seine Arbeiten dadurch, daß er den in den übrigen Städten des Landes gestifteten Kammern den höchsten Befehl sogleich bekannt machte, sie zur Schliessung ihrer Versammlungen ermahnte, dann aber

das Siegel und die sämmtlichen Acten nach Berlin einsandte, wo sie noch gegenwärtig verschlossen aufbewahrt werden.

Der Geist und das Wesen des Vereins dauerten fort, denn diese zu vertilgen wäre unmöglich gewesen; was auch durchaus des Königes Wille nicht war. Der Verein hatte einen guten Sinn im Volke erhalten, er hatte die Gemüther zum Guten geleitet; hatte das Streben der Geister nach moralischer Kraft, was früher nur dunkles Ahnen war, zur klaren Idee erhoben und eine Grösse in den Herzen der Nation geweckt, die das Unglück und die Schmach, womit uns die Wälschen überschütteten, mit einer stillen Würde trug, harrend einer Umwandlung der Dinge, die nach der Ueberzeugung eines Jeden endlich eintreten mußte.

Wie sehr verkennen die den Verein, wie grundlos schmähen die ihn, die behaupten daß er den Grundsatz hatte auch gegen den Willen der Regierung Maasregeln durchzusetzen, die er zu seinem Zweck für dienlich hielt. War seine ruhige Auflösung, die ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich als Gesellschaft zu erhalten, nicht der beste Beweis von unbedingtem Gehorsam gegen den König? Gieng das Hülfsheer, das vertragsmäßig im Jahr 1812 von Preussen gegen Rußland gestellt

werden mußte, nicht ohne alles Murren dahin und that vor Riga seine Pflicht; obgleich die mehresten Officiere bei diesen Truppen zum Verein gehöret hatten? Daß nicht blinde Furcht vor Napoleon sie zu diesem ruhigen Gehorsam vermochte, beweist der Vorfall hinreichend: daß als Napoleon, der in Königsberg einen schönen Artilleriepark fand, diesen ohne Wissen des Königes mit zu seiner Armee nehmen wollte, der Commandeur des Parks dieses standhaft verweigerte, und versicherte: ohne den Befehl seines Monarchen werde er nicht marschiren.

Jedes einzelne Mitglied des Vereins trug die Ueberzeugung in sich; daß es durch die Aufhebung der Verbindung den Beruf nicht verlohren habe zum Besten des Königes und des Vaterlandes zu wirken und arbeitete in diesem Sinne fort, in so fern er es, ohne den Gehorsam zu verletzen, konnte.

Der Durchzug der Franzosen durch Preussen im Jahr 1812 übertraf an Bedrückungen und Greuel alles was man bisher von den gallischen Räubern erlebt hatte. Das durch den Krieg verarmte Land, das noch überdem an den Folgen des im Jahr 1811 eingetretenen Mißwachses litt, die Hauptstadt Königsberg, die in eben diesem Jahr durch einen Brand 6 bis 8 Millionen Thaler verlohren

hatte, wurden auf eine beispiellose Art mitgenommen und die Einwohner mit der empörendsten Härte behandelt. Ungeheure Lieferungen von Lebensmittel und Pferdefutter mußten geleistet, und doch außerdem die durchziehenden Heere auf das Beste verpflegt werden. Beinahe die sämmtlichen Pferde des Landes wurden zum Fortbringen der Lebensmittel nach Rußland in Beschlag genommen; die Viehheerden wurden ohne Rücksicht auf den Bedarf, allenthalben wo man sie fand, und in solcher Menge fortgetrieben, daß die fetten Triften des preussischen Litthauens nicht hinreichend zur Grasung dieses Viehes waren, das zu tausenden vor Hunger fiel; alles Tragbare vom Werth wurde mit fortgenommen, wobei die Barbarei so weit gieng, daß man bei Nachsuchung nach Schätzen selbst nicht die Todtengrüfte verschonte. Wem dieses, in Erwägung daß die Franzosen Preussens Verbündete waren, eine Uebertreibung dünket, dem mag ein Fall, den ich von vielen anführen will, die Wahrheit meiner Erzählung beweisen: denn da ich Namen und Ort nenne, so setze ich jeden dadurch in den Stand sich selbst die Ueberzeugung zu verschaffen. In dem Gewölbe der Kirche zu Gutenfeld bei Mehlsack war der ohnlängst gestorbene Patron dieser Kirche, der Stadtrath Crueger aus Memel, beigesetzt worden. An ei-

nem Sonntage besetzte ein französischer Hauptmann während des Gottesdienstes die Kirche, ließ Niemand hinaus, erbrach das Gewölbe, ließ den Sarg des vor Kurzem bestatteten Leichnams auf den Kirchhof bringen und öffnete ihn mit Brecheisen. Da er nichts fand, als den in Verwesung gegangenen Leichnam, so gieng er davon. Die geängstigten Landleute verließen, nachdem die Wache sich entfernt hatte, die Kirche und fanden nun die Schweine die hinausgeworfene Leiche umherschleifen.

Wenn über dergleichen Unmenschlichkeiten Klagen geführt wurden, so hieß es „Es ist Krieg“ und die Behörden, die sich beschwert hatten, wurden mit Spöttereien, oder wohl gar mit Drohungen zurückgewiesen. Davoust drohete die Mitglieder der Landesregierung zu Königsberg erschießen zu lassen, und wenn man auf seine übertriebene Forderungen entgegnete: man wolle die Einwilligung des Königes darüber einholen, so äußerte er, ohne Scheu: daß nicht der König, sondern er zu befehlen habe. Graf Loison erhielt als Gouverneur von Königsberg 10 bis 12000 Thaler monatlich an Tafelgelder und dennoch giengen seine Forderungen so sehr ins Unverschämte, daß er bis auf Kleinigkeiten zu sich alles in großen Massen liefern ließ, als Federmesser, Papier u. dgl.

Dieser unerhörte Druck hätte an vielen Orten Verzweiflung erregen müssen, wenn nicht die Hoffnung einer bessern Zeit, die alle ehemalige Mitglieder des Vereins so sehr auszubreiten suchten, die empörten Gemüther beruhigt hätte. Eine leise Ahnung daß dieser Kriegeszug, der glänzendste den die Geschichte nennt, verunglücken würde, erhob die beengten Herzen der Preussen und wurde stärker, je mehr die Jahreszeit vorrückte: denn wir kannten den russischen Winter. Endlich sahe man das in Erfüllung gehen, worauf man gehofft hatte, denn im December kamen die kranken Flüchtlinge in solcher Menge, daß man daraus die gänzliche Auflösung der Armee entnehmen konnte. Nun lebte die Hoffnung wieder auf und man fieng an darauf zu denken, wie man den günstigen Augenblick benutzen sollte, um die verlorne Freiheit wieder zu erringen. Die ganze Nation hatte nur einen Sinn; es war in eines jeden Herzen fest beschlossen, die entehrenden Ketten der Sclaverei abzuwerfen; die Unterrichteten im Volke, die früher den Verein ausmachten, sorgten daß es ohne Gefahr für's Ganze geschah.

Murat kam nebst vierzehn französischen Reichsmarschällen in dem bescheidensten Aufzuge in Gumbinnen an und las — was lächerlich anzusehen war — aus den Flüchtigen, die mit erfrornen Gliedern

in den erbärmlichsten Umständen durchkamen, einige Soldaten von der Garde aus, die am wenigsten an den Füßen gelitten hatten, und bildete sich aus diesen eine Leibwache, die neben der unscheinbaren Wohnung, die er sich gewählt hatte, Wache halten mußte. Hundert wackere Lithauer kamen mit Knitteln bewafnet nach der Stadt und hatten im Sinne die ganze vornehme Gesellschaft fest zu nehmen. Es war allerdings ein wichtiger Fang, allein er hätte zur Folge gehabt, daß unser König von den französischen Truppen, die noch in der Mark standen, gefangen genommen und Berlin geplündert worden wäre. So viel ich weiß ist dieser Umstand, für dessen Wahrheit die Einwohner von Gumbinnen einstehen können, nie in Deutschland bekannt geworden: verdienen die nicht Dank, die hier den unzeitigen Eifer im Zaume hielten? — Wären die Russen den Rathschlägen einiger unterrichteten Männer gefolgt, und hätten statt auf Königsberg zu gehen, 6000 bis 8000 Mann auf Schlitten den geraden Weg nach Danzig führen lassen, so wäre diese wichtige Festung durch Ueberrumplung genommen, keine Belagerung wäre nöthig gewesen und das ganze Corps des Macdonald ihnen in die Hände gefallen.

Die Russen erschienen und mit ihnen der Freiherr von Stein, um eine allgemeine Bewaffnung

des Landes zu versuchen. Er kannte den Verein, wußte was er gewirkt hatte und darauf berechnete er seinen Plan, der ihm auch nicht mißlang. Auch in andern Orten, wo man die Franzosen so sehr wie in Preussen haßte, ist die Volksbewaffnung veranlaßt worden: ist aber irgendwo so viel wie hier geschehen? Der Befehl des Königes zur Bewaffnung wurde erst den 13ten März erlassen, und kam nicht einmal auf dem geraden Wege nach Königsberg. Bei seiner Bekanntmachung waren die Vorarbeiten alle gethan, eine bedeutende Schaar stand schon schlagfertig da und konnte schon den Russen vor Danzig zur Hülfe ziehen. Wer gesehen hat was hier in einem geplünderten, durch vielfache Noth verarmten Lande geleistet wurde, wie schnell und mit welcher beispiellosen Aufopferung alles geschah, der wird wohl kaum noch daran zweifeln, daß hier eine besondere Wirksamkeit im Spiele war.

Mehrere Officiere die, als Mitglieder des Vereins, nach dessen Aufhebung, mit Genehmigung des Königes in östreichische und englische Kriegesdienste nach Spanien gegangen waren, kehrten nun zurück, um unter den Fahnen des Vaterlandes zu fechten. Sie hatten ihre Kenntnisse erweitert, in einem langen Kampfe den allgemeinen Feind und seine Künste kennen lernen, und wurden jetzt vor-

züglich nützlich: verdankt man dieses nicht auch dem Verein?

Die Frauen-Vereine, wodurch sich unser Zeitalter so rühmlich auszeichnet, und wodurch das deutsche Volk vor allen andern Völkern der Erde glänzt, hatten wie bekannt in Preussen ihren Ursprung und ehemalige Mitglieder des Vereins waren es, welche sie einrichten und durch ihre Bemühungen in den Gang bringen halfen. Bedarf es noch mehr den Nutzen des Vereins zu beweisen?

XI.

Was der Verein nicht gethan hat und was ihm nicht angehört.

Um alles Falsche und Halbwahre, was über den Verein gesprochen und geschrieben worden, zu widerlegen, wäre mehr Zeit erforderlich, als ich aufzuwenden habe; indessen ist es nöthig wenigstens einigen der hauptsächlichsten Unwahrheiten zu widersprechen, damit es nicht den Anschein habe, als wolle er sich mit fremden Federn schmücken.

An dem Unternehmen des Schill hatte der Verein keinen Theil, wußte auch nicht einmal drum; am wenigsten aber hat er jenen gutgemeinten Schritt gebilliget: denn er geschah viel zu früh und gegen den Willen des Königes.

Die Städteordnung hat der Verein nicht veranlaßt; obwohl sie mit der Ansicht seiner Mitglieder übereinstimmte und von ihnen mit der lebhaftesten Freude aufgenommen wurde. Sie ist das Werk des Freiherrn von Stein, den das dankbare Vaterland dafür segnet. Herr von Stein ist nie Mitglied des Vereins gewesen, aber er kannte ihn und sein Wirken sehr genau. Ob er unwillig über diese „Spielerei" wie Herr Niebuhr äußert, gewesen, wage ich zu bezweifeln: denn es giebt Leute, die ihn sehr zufrieden darüber wollen gesehen haben; überdem hat er aber sowohl den Sinn, den die Mitglieder des Vereins im Volke verbreitet hatten, als auch die Thätigkeit dieser selbst sehr wohl benutzt.

Der Verein hat durch seine Aufhebung keine Veranlassung zur Stiftung geheimer Gesellschaften gegeben; noch weniger sind aus seinen Trümmern dergleichen hervorgegangen: welches dadurch schon unmöglich ward, daß Gehorsam gegen den Willen des Königes sein erstes Gesetz war.

XII.

Etwas zur Berichtigung verschiedener Schriften, die über politische Vereine ohnlängst erschienen sind.

1. Ueber die Schrift: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik und über politische Vereine vom Geheimenrath Schmalz.

Diese Schrift ist von mehreren, vorzüglich aber von Schleiermacher so gründlich beleuchtet, und so vortrefflich beantwortet worden, daß es kaum nöthig wäre etwas hinzuzusetzen, wenn es nicht in Hinsicht des Vereins, dem auch die Gegner des Herren Schmalz nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, erforderlich wäre. Bei gegenwärtiger Schrift ist folgendes anzumerken.

Wenn Herr Schmalz behauptet zum Director des sittlich-wissenschaftlichen Vereins für die Mark gewählet worden zu seyn, so ist dieses von Herren B. eigenmächtiger Weise geschehen, keinesweges aber durch den Verein zu Königsberg. Lächerlichkeiten hat sich der sittlich-wissenschaftliche Verein nie zu schulden kommen lassen; lächerlich im höchsten Grad wäre es aber doch gewesen, einen Director für eine Gesellschaft zu wählen, die noch

nicht da ist. Ueberhaupt konnte ein Vorsteher nur von der Kammer gewählt werden; da nun in Königsberg keine märkische Kammer bestand, so konnte Herr Schmalz doch auch nicht von ihr gewählt seyn.

Herr Schmalz nahm nach seiner Aeußerung die Statuten des Vereins in der Erwartung in die Hand, daß der Zweck desselben seyn würde: entweder stille Rüstungen vorzubereiten, oder durch plötzlichen Angriff der Unterdrücker dem Könige Bahn zu brechen. Ey ey! Herr Geheimerrath welche Kampfbegierde! So etwas von einem Bunde bewirkt war also nicht gefährlich? Wenn ein ganzes Volk heimlich sich bewaffnet und zwar in der Art, daß es im Stande ist ein großes feindliches Heer aus dem Lande zu werfen, ist nichts dabei gewagt und Herr Schmalz will dem Bunde, der dieses bewirken soll, beitreten; aber wenn der Verein unter den Augen des Königes arbeitete, um dem Einfluß der widerwärtigen Zeitumstände auf das Volk zu begegnen, Liederlichkeiten zu steuern, die Erziehung zu verbessern, der Noth abzuhelfen und jeden im Geleise seiner Pflicht zu erhalten, dann ist Gefahr dabei? Die Ausrede war doch ein wenig allzukahl.

Die Klage über die Weitschweifigkeit kleinlicher Organisations-Gesetze, welche sogar einen bedeu-

tungslosen Rang in den verschiedenen Sitzungen bestimmten" beweiset wie wenig Wesentliches Herr Schmalz gegen den Verein zu sagen hatte. Gesetzt sie wäre gegründet, so kommt es bei einem so wichtigen Zwecke doch immer nur wenig auf die Form an; aber nichts kann ungerechter seyn als diese Ausstellung. Es ist durchaus keine Spur von Rangordnung, besondern Gebräuchen, oder dergleichen in den Gesetzen vorhanden; im Gegentheil finden sich nur die höchstnöthigen Anordnungen darin, um Verwirrungen zu vermeiden. Daß die Tage festgesetzt sind, an denen jede Abtheilung ihre Sitzung hielt, daß die Stunde der Eröffnung jeder Sitzung bestimmt ist und daß der Vorsteher die Obliegenheit hatte sie zu eröffnen, dieses alles ist doch wohl nicht überflüßig und außerdem nichts in den Statuten enthalten, worauf der Vorwurf des Herrn Schmalz Bezug haben könnte.

Weiter sagt Herr Schmalz: „Vergebens suchte ich eine Andeutung des Zwecks und seiner Grenzen." Sehr gut gesagt um, wenn das Erstere bestritten wird, wenigstens das Andre zum Vorwurf zu machen! Wäre das, was hier behauptet wird, wahr, so wäre der Verein eine Gesellschaft Wahnsinniger gewesen, die das Gelächter aller Vernünftigen hätte erregen müssen. Man denke doch! Eine Gesellschaft, unter deren Mitglieder viele höchstbe-

deutende Staatsämter bekleiden, schließet eine Verbindung, die so ausgebreitet wird, daß sie im ganzen Lande Theilnehmer findet; deutet aber keinen Zweck ihrer Verbindung an. Diese Gesellschaft arbeitet, arbeitet sehr fleißig: aber ohne Zweck. Sie leget dem Könige ihre Statuten vor, es ist in diesen kein Zweck angedeutet; demohngeachtet genehmigt er sie doch. Wer hatte es wagen wollen dem Monarchen die Statuten einer Gesellschaft vorlegen zu wollen, worin kein Zweck angedeutet ist? Und gesetzt ein Tollhäusler hätte sich dies erkühnet: würde der König sie genehmigt haben? Wie kann man solche Blößen geben! — —

„Aber es sind keine Grenzen festgesetzt.“ Wie bei dem so deutlich ausgesprochenen Zweck, den die Gesellschaft sich gesetzt hatte, Grenzen angedeutet werden sollen, ist mir unbegreiflich. Daß der Verein weder wahrsagen, noch die schwarze Kunst treiben wollte, darüber war man einverstanden; wenn er aber die Erziehung und militärische Einrichtungen verbessern; dem Luxus und der Sittenverderbniß entgegen arbeiten, den Sinn für das Gute und Große erwecken, das Elend, wo er es fand, vermindern wollte: wo konnten mit Worten in den Statuten die Grenzen seiner Thätigkeit angedeutet seyn?

Von einer geheimen Vehmpolicey war so wenig

wie von einer öffentlichen Vehmpolicey im Verein die Rede, aber allerdings sollten die Mitglieder, wenn sie Nachlässigkeiten oder Mißbräuche bei Staatsbedienten, die zum Verein gehörten, bemerkten, solche nöthigenfalls anzeigen; dieses hatte seinen guten Grund. Dem Verein mußte alles daran gelegen seyn, nur rechtliche Männer zu Mitgliedern zu haben; vorzüglich aber mußte er den Verdacht von sich entfernen, als ob der Eintritt in diese Verbindung einem Mitgliede Schutz bei etwannigen Vernachlässigungen seines Postens, oder bei unrechtlichen Handlungen gewährte; daher diese Festsetzung. Nicht abzusehen ist, wie so etwas dem rechtschaffnen Manne seine Unbefangenheit rauben kann: gehört Unrechtlichkeit auch zur Unbefangenheit eines rechtschaffenen Mannes?

Daß Herr Schmalz dem Vereine keinen Dienst leistete durch Verschweigung der Namen der Mitglieder, bei dem Verhör des Obrist Charlot, hat Herr Schleiermacher bis zur Evidenz erwiesen, daher nichts weiter nöthig ist darüber zu sagen; aber die Behauptung des Herrn Schmalz: er habe von den Mitgliedern des Vereins Verfolgungen und kleine Cabale erdulden müssen, weil er eine abschlägige Antwort auf ihre Wahl gegeben, verdient einer Erörterung: denn sie ist falsch. Cabale werden hinterrücks geschmiedet; Verfolgungen kön-

nen in dem so sehr civilisirten preussischen Staate wenigstens nicht öffentlich geschehen, und schwer hält es also, die Urheber davon zu entdecken. Aber die Ursachen herauszubringen; warum diese Cabale gespielt, diese Verfolgungen angestellt wurden, dazu gehört doch wohl das Geständniß der Gegner selbst, und hätte dieses Herr Schmalz, so könnte er ja seine Feinde nennen, vor allem aber sie gerichtlich belangen. Er würde dieses auch gewiß nicht unterlassen haben, denn nach seiner Beantwortung der Schrift des Hrn. Niebuhr zu urtheilen, ist er der Mann nicht, der sich ungerächt angreifen läßt. Die ganze Sache ist wohl die: Herr Schmalz wollte als ein Märtyrer der guten Sache erscheinen, und da ihm die trockne Wahrheit nicht Stoff genug zu einer zweckdienlichen Darstellung gab, so pfuschte er ein wenig im Gebieth der schönen Künste.

Die Behauptung: daß geheime Verbindungen in Preussen bestehen, und daß von ihnen Schriften ausgehen, die den Zweck haben, das Volk in Aufruhr zu bringen, ist von denen Herren Niebuhr, Schleiermacher, Rühs u. a. m. hinreichend widerlegt und wer nach dem was darüber gesagt ist, noch daran glaubet, bei dem wäre jedes weitere Wort darüber verlohren; aber seine Declamation gegen jene Schriften verdient eine Rüge. Jene

Schriften sind entweder unbedeutend, und dann bleibt es eine undankbare Mühe darüber zu eifern; oder sie machen wirklich Aufsehen, dann widerlege man sie, insofern sie Lügen, oder Aufforderungen zum Aufruhr enthalten; aber man rede nicht im Allgemeinen, ohne bestimmte Thatsachen zu nennen.

Wir Deutschen glauben mit unsrer durch viel kostbares Blut erkauften Freiheit auch die Preßfreiheit errungen zu haben: will man sie uns wieder rauben? Sollen die Fürsten, die unmöglich alles lesen können, durch dieses leere, unnütze Geschrei in Furcht gesetzt und bewogen werden uns die Preßfreiheit, der wir kaum froh geworden sind, wieder zu rauben? Darf ein deutscher Schriftsteller nicht reden wenn er siehet, wie hier eine verkehrte Finanz-Verwaltung, dort unverhältnißmäßig vertheilte Auflagen die Unterthanen zu Boden drücken; oder wie an einem Ort noch die nach der französischen gemodelte geheime Policey ihr Wesen treibt, und der deutschen Freiheit Hohn spricht, an einem andern die heiligsten Rechte mit Füßen getreten werden? Hat der Schriftsteller, der so etwas bekannt macht, nur Lügen geschrieben, so stehen gewiß viele auf, die ihn widerlegen; und gesetzt es geschähe nicht, so zerfällt ja die Lüge in sich selbst und der Augenschein zeihet den Scribler der Un-

wahrheit. Ist aber das, was er schrieb, Wahrheit: warum sie verschweigen? Behauptete Jemand, die preussische Rechtspflege sey die erbärmlichste von der Welt, es herrsche bei den Gerichten Unordnung, Partheilichkeit, Bestechlichkeit; es gelten nur Machtsprüche: würde ihm geglaubt werden? würde man ihn nicht verlachen und beweisen, daß er Unsinn behauptete? Wenn aber ein Andrer schreibt: die Einführung des Indults in Preussen hat den dortigen Gutsbesitzern nichts geholfen, aber tausend Familien an den Bettelstab gebracht; und wenn dieser es mit seinem eigenen Beispiele, und mit hundert andern zu beweisen im Stande ist: soll er schweigen, weil es dem Urheber des Indults nicht schmeichelt? Ist es nicht nützlich in diesem Fall zu warnen, daß andre Regierungen nicht in denselben Fehler fallen und die die ihn einmal begangen hat, die übeln Folgen davon, so weit es in ihren Kräften steht, hemme?

Wehe denen, die unsre Fürsten durch ihr Geschrei dazu aufreizen, uns das goldne Geschenk der Preßfreiheit wieder zu entziehen! sie schänden unser Vaterland und machen uns in den Augen der Ausländer zum Spott, ohne doch ihren Zweck zu erreichen. Denn haben sie durch ihr Toben den heillosen Preßzwang wieder herbei geführt, so werden sich die Schriftsteller an die dänischen und hol-

ländischen Druckereien wenden, und sollte es auch da verhindert werden, so schützt ja England die Freiheit der Pressen. Und wenn man sich erst diesen Weg eröffnet hat, was wird dann geschrieben werden? Ein herrliches Mittel aufs Neue die Sittlichkeit der Deutschen zu untergraben; die denn sich auf verbotenen Wegen zu verschaffen wissen werden, was man ihnen auf erlaubten nicht wollte zukommen lassen.

Noch sagt Herr Schmalz: „Als 1812 die Verbindung mit Frankreich geschlossen war, welche uns und ganz Europa rettete: da schrieen und declamirten diese Leute, drohten und versuchten allerlei.“ Wer sind wohl eigentlich diese Leute? Sind es die ehemaligen Mitglieder des Vereins, oder die Schriftsteller der geheimen Bünde? Gleichviel! hier ist wiederum etwas behauptet, was schwerlich bewiesen werden kann. Sollte dieses Declamiren und Drohen vermittelst der Flugblätter geschehen seyn? das war ja rein unmöglich: denn die französische geheime Policey war ja so sehr gegen jede nur einigermaaßen freie Aeußerung, daß derjenige, der etwas gegen die Verbindung Preussens mit Frankreich geschrieben hätte, ohnfehlbar erschossen seyn würde. Wurde aber vielleicht in öffentlichen Gesellschaften gedroht? Das wußte die erwähnte Policey eben so gut zu verhindern, wenigstens

gleich zu bestrafen. Wenn es aber möglich gewesen wäre in jener Zeit etwas gegen die Verbindung Preussens mit Frankreich zu sagen, und Herr Schmalz wußte um den Unfug: warum erhob er damals nicht seine Stimme? Also wieder einmal hinter der Wahrheit weggegangen!

Daß im Februar und März noch kein „declamirendes Blatt" — wie Herr Schmalz es nennt — erschienen war, ist abermals eine ganz falsche Behauptung. Die Königsberger Hartungsche Zeitung enthielt damals die heftigsten Aufsätze gegen die Franzosen und Aufforderungen gegen sie die Waffen zu ergreifen; das russisch-deutsche Volksblatt hatte längst seinen Anfang genommen; und mag Unger in Königsberg sagen, welch eine Fluth von Flugblättern, alle gegen die Franzosen gerichtet, schon im Februar erschien. Kotzebues Flußgott Niemen und Nochjemand wurde im Februar häufig auf der Königsberger Bühne gegeben, und hat ohngeachtet seines geringen ästhetischen Werths sehr vortheilhaft auf die Stimmung des Volks gewirkt.

2. Ueber geheime Verbindungen im preussischen Staat und deren Denunciation, von B. G. Niebuhr.

Seite 11 stehet folgendes:

„Da ferner jede Verbindung eines Zwecks wegen besteht, so liegt es in ihrem Wesen, daß sie diesen Zweck als ein absolut Gutes zu erreichen trachtet, und die Brauchbarkeit der Mittel, nicht ihre Löblichkeit über ihre Anwendung entscheiden läßt. Ueberredung und Täuschung, List und Betrug, Verläumdung und Gewaltsamkeit müssen ihr dienen."

Wenn Leidenschaftlichkeit den Schriftsteller fortreißt, begiebt er sich der Mittel, die ihm zu Gebot stehen, seinen Gegner zu widerlegen und giebt Blößen, die bei dem ruhig Beobachtenden kein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken. Herr Schmalz und Herr Niebuhr gerathen beide in diesen Fall, und setzen dadurch jeden in Erstaunen, der sie kennt und als verdienstvolle Männer schätzet. Herr Schmalz behauptet aller Wahrheit zum Trotz: in den Statuten des sittlich-wissenschaftlichen Vereins sey kein Zweck angedeutet; eine Aufstellung, deren Lächerliches ich oben erwiesen habe; Herr Niebuhr schließet auf gegentheils so: Eine Ver-

bindung bestehet ihres Zwecks wegen; also hält sie ihren Zweck für etwas absolu't Gutes; da sie ihren Zweck für etwas absolut Gutes hält, so läßt sie nur die Brauchbarkeit, nicht die Löblichkeit bei Anwendung ihrer Mittel entscheiden. Welche Folgerung! Da hier nicht von geheimen Verbindungen, sondern von Verbindungen überhaupt die Rede ist, so wissen wir — wenn wir Hrn. Niebuhrs Ausspruch gelten lassen — daß unsre Frauenvereine, unsre Künstlervereine und überhaupt alle dergleichen Gesellschaften das Böse um des Guten willen thun. Sollte denn aber nicht selbst eine geheime Verbindung — die hier Herr Niebuhr vielleicht allein gemeint hat — vorausgesetzt, das Geheime derselben ließe sich rechtfertigen, das absolut Gute auch nur durch gute Mittel zu erreichen bemüht seyn können?

Ebendaselbst äußert Herr Niebuhr:

„Endlich kann eine solche Verbindung nie ohne Obere bestehen, deren Leitung sich die Mitglieder ganz hingeben müssen, ohne daß es in ihrer Macht steht, zurück zu treten, sobald der vielleicht an sich ganz unschuldige Zweck in ihren Händen ausartet oder verändert wird."

Der sittlich wissenschaftliche Verein — man halte seine Tendenz für politisch oder nicht — be-

stand gerade ohne eine Leitung der Obern, deren sich die Mitglieder ohnbedingt hätten hingeben müssen; im Gegentheil nahm jedes Mitglied, so bald es wollte, an der Leitung Theil und war eben sowohl Leiter als Geleiteter. Daß aber sich die Mitglieder einer Verbindung derselben unbedingt hingeben müssen, und daß es ihnen nicht frei steht zurück zu treten, wenn sie den Zweck nicht mehr unschuldig finden; eine solche Verbindung hat ausser den Jesuiten — die aber als ein religiöser Orden hier nicht in Betracht kommen können — wohl nie bestanden; im Gegentheil findet man bei allen geheimen und nicht geheimen Verbindungen, die bis jetzt bekannt geworden sind, die Bedingung: daß es jedem Mitgliede frei stehe, sich unter Angelobung der Verschwiegenheit davon zu trennen.

Das bis jetzt Gesagte schielt indessen nur zu dem Verein hinüber, denn es ist nur von Verbindungen im Allgemeinen die Rede, ohne daß der Verein besonders genannt wird; jene Aeusserungen lassen deshalb auch eine befriedigende Erklärung zu. Seite 17 geschiehet aber ein unmittelbarer Angriff mit folgendem auf ihn.

„So gewiß der Tugendbund eine Zeitlang auf eine gewisse Art existirt hat — zum wirklichen Leben ist die wohlgemeinte Mißgeburt

nie gekommen — eben so gewiß ist es, daß er durch seine Auflösung schon im Jahr 1810 völlig, und ohne in irgend einer Form fortzuleben, erloschen ist. Dies war natürlich: denn ernsthafte Männer waren, durch Erfahrung belehrt, des Tandes eckel und überdrüßig geworden: und auch die, welche sich anfänglich bei den wichtig scheinenden Formen wohlbefinden mochten, hatten Zeit genug gehabt, ihrer satt zu werden."

Herr Schmalz hat schon so wie ich gesagt, daß der Verein förmlich durch des Königs Befehl aufgelöset ist. Was ich von dem Nutzen dieser Verbindung gesagt und mit Thatsachen bewiesen habe, widerlegt Herrn Niebuhrs unschickliche Aeusserung von der „nie ins Leben gekommenen Mißgeburt" hinlänglich; aber das Weitere deutet auf die Mitglieder des Vereins, die bis zu dessen Auflösung in demselben blieben und denen seine Aufhebung schmerzte, als auf unvernünftige Thoren, die mit einem zwecklosen Tand spielten; das ist hart. Wie war es Herren Niebuhr möglich, so viele verdienstvolle Männer, die zum Theil an der Spitze der Staatsgeschäfte stehen, die ihre Würde, ihre Vaterlandsliebe und einen entschieden vortreflichen Character in den schwierigsten Verhältnissen be-

währt haben; die Herr Niebuhr noch dazu sehr gut kennt: wie war es möglich, diese alle so zwecklos, auf eine so auffallende Art zu beleidigen? Gesetzt der Verein wäre nichts mehr gewesen als eine unschuldige Spielerei — denn daß er unschuldig war und blieb, gestehet Herr Niebuhr ihm ja selbst zu — und man könnte ihn nur als ein Steckenpferd betrachten, das viele in guter Absicht tummelten: ist es anständig, ziemt es dem Gelehrten, dem Deutschen, dem Preussen die Stücken von diesem zerbrochnen Steckenpferde den harmlosen Reitern wüthend an den Kopf zu werfen? Doch dieser Verein war kein blosses Steckenpferd, er hatte einen großen edlen Zweck, den er auch erreicht hat; um so mehr erregt die unnütze Beschimpfung dieser Verbindung den Unwillen nicht nur der ehemaligen Mitglieder, sondern eines jeden der im Stande ist unbefangen darüber zu urtheilen.

In welchen auffallenden Widerspruch verwickelt sich Herr Niebuhr durch seine Erklärung Seite 18 über diesen Bund. Man höre:

„Der Tugendbund war in Hinsicht seiner Verhältnisse zu der Regierung, der er offen und wohlbekannt war, von der Art, daß ein rechtschaffener Mann ohne seine Unterthanenpflicht zu verletzen, hineintreten konnte, wenn er

sich überredete Heil davon zu erwarten. Er war wohlgemeint entworfen; nach dunkeln Gefühlen, die, halb und schief aufgefaßt, zu einem widersinnigen Machwerk verarbeitet waren, welches, weil unsre Nation treu und nicht phantastisch ist, in sich vergehen mußte; wohl aber, wenn es in dieser Hinsicht anders beschaffen gewesen wäre, zu sehr gefährlichen Dingen hätte führen können. Deswegen würde ich selbst, wenn ich auch nicht bei seiner Errichtung ausserhalb Landes gewesen wäre, auf keinen Fall Mitglied desselben geworden seyn: indem die Statuten, ohne daß die Urheber etwas Böses gedacht, entweder zum Aergsten oder zum Erbärmlichsten führen mußten. Es war ein Staat im Staate entworfen, der, wenn er zum Leben gekommen wäre, die Regierung sobald er gewollt, hätte abstreifen können: und daß eine so gefährliche Constitution so schlechterdings formlos blieb, wie dies notorisch der Fall war, das sollte unsre Alarmisten etwas beruhigen."

Man siehet hieraus, daß nicht ruhige innige Ueberzeugung, sondern die höchste rücksichtloseste Leidenschaftlichkeit Herrn Niebuhr hiebei geleitet hat. Der Tugendbund war also von der Art, daß jeder rechtliche Mann, ohne seine Unterthanen-

pflicht zu verletzen, ein Mitglied davon werden konnte, und doch war er ein Staat im Staate, der, wenn er zum Leben gekommen wäre, die Regierung hätte abstreifen können, sobald er hätte wollen. Wer vermag das zusammen zu reimen? Erzählt man uns hier nicht von trocknem Wasser und von kaltem Feuer? Es streitet also nicht gegen die Unterthanenpflicht, in eine Verbindung zu treten, die, sobald sie will, den Thron zertrümmern kann? es ist einem Bürger erlaubt, Theilnehmer eines Bundes zu seyn, der einen Staat im Staate bildet? Und die Regierung weiß und kennt dies alles, siehet dies ruhig zu und freuet sich darüber, daß eine Gesellschaft Unsinniger — denn was konnte der Verein auf diese Weise anders seyn? — mit brennenden Fackeln um offne Pulverfässer tanzt. Wie wird hier der Regierung, wie wird dem Verein, wie wird dem gesunden Menschenverstande mitgespielt!!! — —

Wäre Herr Schmalz unbefangener gewesen, so hätte er gewiß diese Blöße, die ihm sein Gegner gab, nicht unbenutzt gelassen: denn durch diesen klaren Widerspruch setzt sich Herr Niebuhr offenbar in den größten Nachtheil.

Die Declamationen über das Gefährliche des Vereins sollten doch einmal mit irgend etwas be-

wiesen werden; man sollte doch einmal sagen: hie oder da, in dieser oder jener Festsetzung der Statuten liegt das Nachtheilige. Warum enthält man sich hier so durchaus aller Beweise? Freilich wo kein Beweis vorhanden ist, kann man auch keinen führen.

3. Ueber Herrn B. G. Niebuhrs Schrift wider die meinige politische Vereine betreffend. Vom Geheimen Rath Schmalz.

Herr Schmalz hebt die Schrift mit der Versicherung an: es nicht wie sein Gegner zu machen, und mit Persönlichkeiten zu antworten, sondern nur Thatsachen darzulegen; dem ohngeachtet ist seine Schrift ein zusammenhängendes Gewebe von Persönlichkeiten, die noch dazu ein wenig sehr ins Derbe fallen. Daß er seinen Gegner auf das allgemeine Landrecht hinweiset, ist wohl nur Scherz; wäre es Ernst, so würde er sich wahrscheinlich gehütet haben, in den Fall zu kommen, daß auch gegen ihn die im allgemeinen Landrecht festgesetzten Strafen in Anwendung gebracht werden könnten. Wer wird aber auch gleich die Sache so streng nehmen! Der Zank der deutschen Schriftsteller gehört einmal zu unsern Nationalvergnügungen, und so wie die Engländer ihre Hahnenkämpfe, ihre Bor-

parthien, und die Spanier ihre Stiergefechte haben, so haben wir Deutsche den Autorenkampf, der weil er gewöhnlich ohne Blutvergiesen endet, jenen Gefechten weit vorzuziehen ist: denn der ganze Schade der dadurch entstehen kann, ist, daß der Nahestehende bei diesen Kothwürfen — wie hier dem Verein geschieht — ein wenig beschmuzt wird. Warum also so böse! Mein Rath wäre im Gegentheil, bei fortwährendem Kampfe so gelegentlich — etwa als wenn es von ohngefähr geschähe — Herrn von Kotzebue einen Wurf beizubringen; die Sache würde in diesem Fall für das Publicum höchst interessant werden *).

Seite 3. sagt Herr Schmalz:

„Allgemeines Gerücht dauert fort, daß in einem Lande die Pest sey; die Einwohner sind in Furcht; im Auslande will man Anstalten treffen. Da schreibt ein Mann, der nebst seinem Freunde als angesteckt verschrieen ist, „„die Pest sey leider da, aber nicht zu fürch-

*) (Beiläufig. Wollte Jemand es unternehmen, eine Chronik der deutschen Schriftstellerkriege von Luther und Doctor Eck, und Gottsched und Klotz bis auf Schmalz und Niebuhr zu schreiben, es müßt eine höchst anziehende Lectüre werden.)

ten: denn sie stecke nur Schwächlinge an, welche sie nicht über Gesunde verbreiten können; die Kennzeichen der Angesteckten seyen auch diese und diese; er also und sein Freund seyen nicht angesteckt ꝛc. „Gesetzt einmal, es fände sich wirklich, daß das Gerücht von der Pest ganz leer gewesen; könnten vernünftige Menschen es dulden, wenn Schwächlinge (denn wer könnte es anders?) jenen Mann mit Pasquillen angriffen, als habe er die Schwächlinge verläumdet? Und wie vollends, wenn gleichwohl die Pest wirklich da gewesen wäre?“

Nach dem von Herrn Niebuhr aufgenommenen Gleichniß von der Pest klingt das Verlangen des Herrn Schmalz: vernünftige Männer sollen nicht zugeben, daß er von Schwächlingen wegen einer erregten grundlosen Furcht angegriffen werde, ein wenig sonderbar. Es fällt ihm ein vorzugeben, die Pest sey da, er setzet Stadt und Land in Unruhe, in Todesangst; nun tritt er unter den geängstigten Haufen und ruft lächelnd; „ich weiß eigentlich von nichts, es war nur Scherz; beruhiget euch nur“, und man soll nicht unwillig über ihn werden. Ein Thürmer bläset Feuerlärm — man glaubt ihm, denn von seinem Standpunkt kann er die Stadt übersehen — die ganze Stadt geräth in Unruhe,

man eilet mit Löschgeräthschaften herbei: nun aber ruft er: „Ich sehe eigentlich nichts; ich wollte mich nur überzeugen, ob Ihr thätig seyd.“ Wer wird ihm diesen unzeitigen Scherz ungerügt hingehen lassen? Nein, mein Herr, Sie dürfen nicht eher vor der Pest warnen, oder Feuerlärm blasen, bis die Pest da ist, oder bis es brennt. Im andern Fall dürfen vernünftige Menschen nicht nur dulden, daß Schwächlinge Sie mit Pasquillen angreifen, sondern die Vernünftigen müssen — wie auch geschehen ist, von Schwächlingen hatten Sie nichts zu fürchten, diese waren Ihre Vertheidiger — die Geißel ergreifen und den Muthwilligen geisseln, der zwecklos die öffentliche Ruhe störte.

Seite 13 heißt es:

„Noch lächerlicher ist der Vorwurf, als habe ich unsre Mitbürger beunruhiget, oder gar der Regierung Verdacht gegeben. Das Gegentheil ist klar. Beruhigt habe ich und der Wahrheit gemäß die ganze Clique als ohnmächtig und verächtlich dargestellt.“

Wie man so etwas beruhigen nennen kann, ist nicht wohl zu begreifen. Das größte Unglück, das einen Staat treffen kann; was ihn mehr wie ein feindlicher Einfall, mehr wie Hunger und Pest zer-

rüttet, ist doch wohl eine Revolution. Nun zeiget Jemand an: es ist mit uns dahin gekommen, daß man Throne umstürzen, Regierungsformen ändern, ganz Deutschland in eine Republik verwandeln will. Man scheuet sich nicht, die empörendsten Schändlichkeiten zu predigen, öffentlich zum Aufruhr zu ermahnen, und von einer geheimen Verbindung gehen diese Gräuel aus. Dieses alles behauptet ein Mann, der das Vertrauen der Regierung und des Volkes besitzet, er läßt seine Anzeige drucken, und um das was er anzeigt noch bekannter werden zu lassen, setzt er fremde Regierungen davon in Kenntniß: dieses nennt er beruhigen. Nach allem Geschrei das er erhoben hat, nach allem Hülferufen sagt er endlich: „Beruhiget Euch nur, es hat nichts auf sich: die Menschen die diesen Frevel unternehmen wollen, sind so gefährlich nicht." Wird man nun nicht fragen: täuscht Herr Schmalz sich nicht auch vielleicht? woher weiß er denn, daß die Verbindung nicht gefährlich ist? — Herr Schmalz hat eine ganz eigne Art zu beruhigen.

Wird man durch irgend etwas an die allgemeine menschliche Schwäche erinnert, von der auch selbst die vorzüglichsten Köpfe nicht frei sind, so geschiehet es besonders durch folgende Aeusserung, Seite 14:

„Ich dächte aber, klärlich predigen, hieße nicht so viel, als mit dürren Worten sagen, sondern es hieße: entfernt zu verstehen geben, auf den Gedanken leiten.“

Herr Schmalz hat durch seine Schriften bewiesen, daß er philosophisch denkt und vortreflich schreibt. Deutschland ist in dieser Hinsicht stolz auf ihn. Wie kann er, der unbedingte Anhänger und Verehrer Kants, er, der helle Kopf, von dem wir nur klare Begriffe deutlich und rein ausgesprochen zu sehen gewohnt sind: wie kann er behaupten: klärlich predigen hieße nicht mit dürren Worten sagen, sondern entfernt zu verstehen geben!! — Welchen Begriff verbinden wir denn mit dem Ausdruck predigen? Predigen, und noch dazu klärlich predigen, ist doch wohl nichts anders, als: deutlich und mit dürren Worten etwas sagen, und noch dazu das Gesagte auslegen und erklären, so daß keine andre, als die deutlich ausgesprochne Meinung möglich bleibt. Wie konnte Hr. Schmalz seinen Charakter, sein Herz so verläugnen, daß er statt das klare himmelschreiende Unrecht, das er einem von einem großen Theil Deutschlands so sehr geliebten Manne angethan hat, einzusehen, und zu bekennen, sich lieber in Widersprüche verwickelt, die Sprache verdreht und etwas behaupten will, woran er selbst nicht glaubt? Wohin kann sich der Mensch

verirren, wenn ihn die Leidenschaft leitet! Der eingefleischteste Jesuit würde hier ja verzweifeln, mit allen Künsten der Sophisterei und Dialectik, das zu beweisen, was Herr Schmalz gegen seine eigne Ueberzeugung behauptet. Herr Schmalz findet das, was Herr Niebuhr über diesen Gegenstand sagt, lächerlich; das Publicum lacht auch, aber wie Herr Schmalz mitlachen kann, bleibt unbegreiflich: denn über Herrn Niebuhr, der hier nur sagte was er sagen mußte, lacht wohl keiner: wie mir deucht, ist die komische Verlegenheit des Herrn Schmalz der Gegenstand des Gelächters; denn daß er höchst verlegen ist der Sache eine gute Wendung zu geben, siehet man aus jedem seiner Worte. Wenn er noch dazu Hrn. Niebuhr der Blasphemie beschuldiget und ihn endlich anklagt, als suche er ihn als einen Religionsspötter darzustellen; so siehet man, daß er sich immer tiefer in sein eigen Netz verstrickt und die Sache fallen lassen mußl, ohne auch nur den Schein gerettet zu haben.

Das Ende krönt das Werk, so auch hier S. 15.; hier heißt es:

„Aus welchem Gemüthe die Schrift hervorgegangen seye, spricht sich am deutlichsten aus Seite 8, wo Hr. N. einem Gegner geradezu anwünscht: daß er verrückt werden mögte. Ich wünsche Hrn. N. das Gegentheil.

Hiemit ist nun nichts mehr und nichts weniger gesagt, als daß Hr. Niebuhr verrückt ist. Hr. N. wünscht in seinem Zorn einem lügenhaften Gegner, daß er den Verstand verlieren möchte; Hr. Schmalz wünschet Hrn. N. das Gegentheil, das heißt: daß er klug werden möge. Was Jemand hat, das wünscht man ihm nicht — also —

Was ich über die zweite Schrift des Hrn. S. gesagt habe, hat zwar auf den Verein eigentlich keinen Bezug, da es nur die Ausfälle auf Herrn Niebuhr betrift; indessen mir lag daran, zu beweisen, wie der Eigensinn, eine einmal aufgestellte Behauptung geltend machen zu wollen, selbst einen geachteten Gelehrten alle Rücksichten vergessen lassen kann. Eine solche Befangenheit macht ein ruhiges partheiloses Urtheil unmöglich; daher auch nur befangne vorurtheilvolle Menschen Hrn. Schmalz Glauben beimessen können.

Hrn. Schleiermachers Aeusserungen über den Verein habe ich durch aufgestellte Thatsachen widerlegt. Hier nur noch so viel darüber: Mir wird es leichter eine Schmähung des Vereins unbeantwortet zu lassen, als durch Rügung derselben diesem würdigen Geistlichen einen unangenehmen Augenblick zu machen, der in seiner Widerlegung des Hrn. Schmalz ein Muster aufgestellt hat, wie ein deutscher Gelehrter seinen Gegner behandeln muß;

würdevoll, aber kräftig. Es wird wirklich schwer, nach Hrn. Schleiermachers kleiner Schrift noch etwas, das gegen Hrn. Schmalz geschrieben ist, zu lesen, da es unmöglich ist, mit wenig Worten einen Gegenstand; so wie hier geschehen, zu erschöpfen und von allen Seiten zu beleuchten.

Von der Schrift des Hrn. G. R. Koppe merke ich nur noch an, daß das, was er als gefährlich in den Statuten des Vereins anführt, als: „auch gegen den augenblicklichen Willen des Königes zu handeln, wenn es das Wohl des Vaterlandes erfordert," nicht in den gedruckten und zur Richtschnur angenommenen Statuten des Vereins enthalten ist.

Was sonst noch gegen den Verein geschrieben ist, bedarf keiner Widerlegung, da die elenden Libellenschreiber, die jene achtungswerthe Verbindung, ohne sie je gekannt zu haben, auf eine plumpe Art angreifen, nur Mitleiden erregen, aber von keinem Vernünftigen beachtet werden.